

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

15



DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

15

Oktober 1986

Norbert Haas: Laurence Bataille 3 ■ ■ Laurence Bataille. Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein 5 ■ ■ Jacques-Alain Miller/François Ansermet: Gespräch über die Herstellung des Textes des Seminars von Jacques Lacan 9 ■ ■ Peter Wärsitz: Gestalt und Struktur. Zur Bedeutung von Kurt Goldstein für die Psychoanalyse 33 ■ ■ Mitteilungen 57

Die hohen Produktionskosten zwingen uns, den „Wunderblock“ bis auf weiteres in einem einfacheren Gewand erscheinen zu lassen als bisher. Höhere Verkaufszahlen durch Abonnements und im Buchhandel können das ändern. Wir sind darum bemüht und bitten unsere Leser um Verständnis.

Die Redaktion

Herausgegeben von: Norbert Haas, Vreni Haas und Lutz Mai
Redaktion dieses Heftes: Norbert Haas

Gesamtherstellung: Rohr-Druck-Hildebrand GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany
ISSN 0344-8274
© 1986 Verlag DER WUNDERBLOCK
Konstanzer Straße 11, D-1000 Berlin 31
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

LAURENCE BATAILLE

Laurence Bataille ist in Paris an Krebs gestorben. Sie war die Tochter von Georges Bataille; ihre Mutter ist Sylvia Maklès, die in erster Ehe mit Bataille, in zweiter mit Lacan verheiratet war. André Masson, der eine Schwester Sylvias geheiratet hatte, war ihr Onkel.

Als Kind ist sie oft bei den Massons gewesen, in Lyon-la-Forêt, in Tossa, und in den bewegten Bildern, die ich mir aus Korrespondenzen und anderen Schriftstücken über diese Zeit zusammenlas, war sie anwesend, lange bevor ich sie kennenlernte. „Mlle. Laurence umarmt Dich (es geht ihr ausgezeichnet, sie ist fröhlich wie ein Distelfink)“, schreibt Masson am 5. 9. 1934 aus Tossa an Bataille. Bekannter ist die Photographie, die sie im Alter von fünf, sechs Jahren an der Seite ihres Vaters zeigt und die sehr gut sichtbar macht, weshalb Masson in dem Brief von einem Fräulein spricht. Ihres Vaters Schriften, das konnte sie ohne Koketterie sagen, las sie nicht; sie zu fragen, ob sie die Filme ihrer Mutter kenne, wäre eine Grobheit gewesen. Bei meinem ersten Besuch – sie war leitende Redakteurin von *Ornicar?* und hatte angeregt, daß ich für die Zeitschrift über die Situation der Psychoanalyse in der BRD schreiben solle – zeigte sie mir bunte Bildchen, die Masson dem Kind zu Geburtstagen gemalt hat. Rot, gelb und blau, Mond und Sterne, Zauberer und Fabelwesen, schade, ich war zu gebannt, um genauer hinsehen zu können, wie Masson das gemacht hat: einem Kind Kinderbilder zu malen. Die Zeichnung eines Mädchens mit Augen aus Sternen, die später entstand, sie darstellend in einem Alter, wo ein „Mademoiselle“ ihr dann schon aus Konvention zustand, zeigte sie mir beim letzten Besuch vor einem Jahr.

Vielleicht hat sie ihren Onkel im Zusammenhang mit diesem Besuch zum letzten Mal gesehen. Vorausgegangen war der gescheiterte Versuch, den fast Neunzigjährigen mit ihrer Hilfe zu einer Ausstellung nach Berlin einzuladen, was nicht unternommen worden wäre, hätte er nicht sein Interesse signalisiert. Immerhin waren Arbeiten Massons ausgestellt, die er vor einem Menschenalter aus der Hand gegeben und seither nicht mehr gesehen hatte, darunter das lange Zeit verschol-

lene große Metamorphosenbild. Der Besuch ist wegen Krankheit von Massons Frau nicht zustande gekommen, aber Laurence Bataille war nach Jahren wieder in der Rue de Sévigné gewesen und ihr Bericht davon konnte die Enttäuschung aufwiegen.

Überhaupt hat sie gerne von André Masson gesprochen. Zu Bataille und zu Lacan habe ich sie, ausgenommen einmal, als es um die Datierung einer Ansichtskarte ging, die ich in der Bibliothèque Nationale gefunden hatte, nicht gefragt. Mir war bekannt, daß man in der alten École freudienne von ihr als von „Lacans älterer Tochter“ sprach, aber nach den Umständen dieser Nähe wollte ich sie nicht fragen.

Laurence Bataille war Psychoanalytikerin und sie wird es, davon spricht ein kleiner Text, den sie über „Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein“ geschrieben hat, gewesen sein in einer Weise, in der nicht verkannt ist, daß Analytiker aus denselben Gründen stolpern können wie jedermann. Vor allem: durch die immer mögliche Verwechslung von Stand- und Spielbein. Aber eingenommen, wie ich bin, von dem, was Bilder wie die genannte Photographie und andere Zeugnisse von früher bewahren, ist mir nie klar geworden, auch an dem Text nicht, was der Grund für Laurence Batailles Bestimmtheit war. Zur Zeit der École freudienne habe ich sie einmal jemanden in die Parade fahren sehen, der andauernd das Wort prinzipiell von sich gab. Das kenne sie, das sei wie bei ihrer Tochter, die das Wort immer dann verwende, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt habe und zum Ausdruck bringen wolle, daß nichts mehr gehe. Daß es durch ihre Bemerkung dann doch ging, daß eine kleine Aufheiterung zustande kam, auch beim Betroffenen, das war selten in dieser Pariser Szene von damals und ist heute noch seltener zu bewirken. Niemand sieht sich gerne daran erinnert, daß, wenn er auf Wörtern reitet, er den falschen Gaul erwischt hat. Sie konnte es sagen, ohne zu verletzen.

Man kann es auch an dem genannten Text sehen. Er ist witzig, aber von der lösenden Art. Er beginnt mit einem Geschiebe von Klötzen aus dem Elementarbaukasten Lacanscher Begriffe, das ist vielleicht notwendig und ein wenig steril zugleich. Es ist jedenfalls sehr verbreitet und wird vom Text angewendet als Parodie, die nur zu lesen braucht, wer will. Man sieht dann auch die Wende: eine großartige kleine Geschichte. Sie ist so gut, daß, im Text, geschlossen werden kann mit dem Hinweis auf ein Unlösbares.

N. H.

DAS BEGEHREN DES ANALYTIKERS UND DAS BEGEHREN, ANALYTIKER ZU SEIN

Laurence Bataille

Das Wenigste, was man von den Vorgesprächen verlangen kann, ist, daß sie dem Subjekt, das einen Analytiker aufsucht, erlauben, die Kette seines gewohnten Diskurses zu brechen, auf daß die Signifikanten seiner Teilung ans Licht kommen, das gebarrte, geteilte Subjekt. Jedoch das genügt nicht, denn manchmal scheint das Subjekt dieser Forderung vollauf zu genügen, es spricht von seinen **Symptomen**, von seinem Schmerz, von seinen Träumen, es überläßt sich dem Spiel der Homophonien, es produziert ein Wissen, aber dieses Wissen bleibt ohne Effekt, **nichts** ändert sich für es. Seine Symptome bleiben unverändert – oder verschlimmern sich sogar.

Dies läßt sich aus den Tetrapoden Lacans erklären: Gewiß, die Analyse hysterisiert das Subjekt, das gebarrte Subjekt manifestiert sich. Aber es gibt zwei Diskurse, in denen das **gebarrete** Subjekt in manifester Stellung ist: den analytischen Diskurs und den hysterischen Diskurs. Im Laufe der Vorgespräche geschieht, daß das, was gesagt werden mag (zwischen den Zeiten), den einen Diskurs eher als einen **anderen** induzieren wird.

Der hysterische Diskurs ist jener, den das hysterische – oder hysterisierte – Subjekt mit seinen Partnern induziert. Das geteilte Subjekt ist in ihm in der Position des Scheins, der Analytiker in der Position der Arbeit, des Genießens.

Daß der Analytiker in die Position der Arbeit gebracht wird, ist recht leicht zu umgehen; der Patient hat bereits sagen hören, daß der Analytiker **weder** da sei, ihn zu heilen, noch ihm zu raten. Was indessen schwieriger zu umgehen ist, ist, daß **man** der sei, der mit Geduld zuhört. Mit Geduld zuzuhören kann eine mühevollen Arbeit für den Analytiker sein, sie kann sogar von der Empfindung von Langeweile begleitet sein. Gleichwohl ist diese Arbeit nicht weit von einem bestimmten Genießen.

Stets bringt die Übertragung zum einen oder anderen Zeitpunkt der Kur das Subjekt dahin, daß es sich dem Genießen seines Analytikers überläßt, **sofern** dieser für es den großen Anderen repräsentiert. Es ist jedoch vorzuziehen, daß das Subjekt den Analytiker nicht an diesem Platz vorfindet. Denn dann geschieht, daß es in der analytischen Situation die höchste Steigerung seines Begehrens findet und nichts mehr sich für es ändern kann. Begehren des Analysanten und Begehren des Analytikers fallen dann zusammen.

Wie alles Begehren ist das Begehren des Analytikers ein Begehren des Begehrens des Anderen – hier der Analysant*. Was aber den Analytiker als begehrenden spezifiziert, ist, daß er nicht wünscht, das Objekt dieses Begehrens des Anderen zu sein; er strebt nicht danach, daß sein Begehren vom Patienten anerkannt werde, sondern daß dieser vorangetrieben werde von seinem Begehren, anderswohin.

Nun ist es die Wirkung dieses Begehrens des Analytikers, der Angelpunkt der Übertragung, daß im sozialen Band, das den Analytiker mit dem Patienten verbindet, der Analytiker den Platz des Scheins einnimmt und zwar als Objekt *a*.

Ich sehe dafür keine andere Erklärung, als daß dieses Objekt *a* vom Gesichtspunkt des Analytikers aus das Nichts sein muß. Das heißt, daß die Theorie mir als Absicht, **als** Verhalten, **als** Rezept vorschlägt: „nichts“. Sich von nichts den Anschein geben.

Ich brauche trotzdem einige Anhaltspunkte, die mich zumindest warnen können, wenn wir nicht soweit sind in diesem analytischen Diskurs; wenn ich nicht auf dem Wege bin, der es ermöglicht, daß dieser sich anspinnt.

Ich möchte ein Beispiel hernehmen, das für mich buchstäblich blitzartige Wirkung hatte.

Es handelte sich um einen Mann, der zum erstenmal gekommen war. Als ich ihn im Wartezimmer abholte, sagte ich mir sofort: „Er fordert mich heraus.“ Er las Zeitung und schien offensichtlich gestört durch mein Eindringen. Auf dem Weg vom Wartezimmer in mein Kabinett trödelte er und guckte hierhin und dorthin. Kaum eingetreten, holt er eine Zigarette heraus und bittet mich um Feuer. Ich sage zu mir: „Unmöglich. Was tun?“ Zu ihm sage ich: „Sie haben sich mit Sicherheit nicht bis hierher bemüht, um eine Zigarette zu rauchen“. Aber er will Feuer. Wenn ich ihm keines gebe, wird er gehen. Wie wir uns nun einmal eingelassen hatten, konnte ich nichts anderes sagen als: „Nun, dann gehen Sie halt.“

Was lehrt mich diese kurze Geschichte?

Zunächst, ich **habe** dem Mann ohne weiteres eine Absicht unterstellt, ich **habe** seinem **Benehmen** eine Bedeutung unterlegt, die mich betraf... Dann, mit welchem Recht **habe ich** mir gestattet, Gewißheit zu haben in dem, was ihn bewegen oder nicht bewegen mochte, sich hierherzubemühen. Ich war da wirklich in einem Diskurs des „Ich-ich“. Ich beurteilte **meinen** Nächsten nach meinen Vorurteilen. Ich wäre näher an der Position des Analytikers gewesen, hätte ich mich von Lewis Carroll inspirieren lassen, indem ich erstaunt gewesen wäre, einem Mann zu begegnen, der soviel Aufwand treibt, um eine Zigarette zu rauchen.

Stattdessen glaubte ich mich aufs Korn genommen, ich unterstellte ihm Absichten, als wäre ich in seinem Kopf drin gewesen. Ich war in einem Diskurs des Ich zu Ich, einem aggressiven Diskurs. Sowie dieser Mann mich um Feuer gebeten hatte, konnte ich mich nur noch auf **das** Vorurteil beziehen, daß ein Analytiker einem eventuellen Patienten nicht Feuer gibt. Das war's, ich gab mir den Anschein, Analytiker zu sein. Und das Komischste ist, daß ich **genau** in dem Augenblick, als ich von dem Gedanken beherrscht war, in der Position des Analytikers zu sein, vergessen hatte, daß ich es **tatsächlich** war: Es hätte mir nicht als so unwahrscheinlich erscheinen können, daß jemand sich einige Mühe **macht**, eine Zigarette rauchen zu kommen vor der Nase eines Analytikers.

Jedesmal, wenn ich einem Patienten eine Absicht unterstelle, einen Gedanken, den er nicht ausspricht, bin ich außerhalb der Position des Analytikers. Jedesmal, wenn ich mich als Subjekt angesehen sehe durch den Patienten, bin ich außerhalb der Position des Analytikers. Jedesmal, wenn ich etwas darstellen möchte für einen Patienten, und wär's einen Analytiker, bin ich **außerhalb** der Position des Analytikers. Jedesmal sollte mich das warnen, daß da nicht mein Analytikerbegehren im Spiel ist.

Aber das Paradoxe bei dieser Angelegenheit ist, daß, **was** auf das Subtilste sich an die Stelle des Begehrens des Analytikers setzt, der Wunsch ist, Analytiker zu sein: das ist es, was mich dazu bringt, mir sogenannte analytische Verhaltensweisen anzueignen, in die Position des Scheins nicht nichts zu setzen, sondern ein Bild des Analytikers. Dieser Wunsch, Analytiker zu sein, ist es, **was** das Begehren des Subjekts auf mich zurückkommen läßt.

Denn wenn das Begehren **des** Analytikers sich aus dem Begehren spezifiziert, daß das Subjekt sein Begehren an einen anderen Ort bringen möge, steht das Begehren, daß es mir einen Bericht von seinem Aben-

teuer geben möge, ganz einfach in Widerspruch dazu. Und trotzdem, ich glaube nicht, daß irgendeine Analyse sich ereignen kann ohne das klein bißchen Würze aus diesem Wunsch. Das ist eine der Aporien der Psychoanalyse.

Übersetzt von Norbert Haas

*Vgl. Lacan, Seminar vom 1. Juli 1959: „Das Begehren des Analytikers ist in einer paradoxen Situation. Für den Analytiker ist das Begehren des Anderen das Begehren des Subjekts in Analyse und wir müssen es, dieses Begehren, führen nicht auf uns hin, sondern auf einen anderen hin. Wir bringen das Begehren des Subjekts zur Reife für einen anderen als uns.“

(Erstveröffentlichung in *Ornicar?*, No. 20-21, Paris: Lyse 1980, S. 71-73.)



GESPRÄCH ÜBER DIE HERSTELLUNG DES TEXTES DES SEMINARS VON JACQUES LACAN

Jacques-Alain Miller / François Ansermet

Zuerst erschienen in *Bloc-Notes de la psychanalyse*, No. 4, Genf 1984, S. 11-33. Wir danken Jacques-Alain Miller und der Zeitschrift *Bloc-Notes* für die Erlaubnis zur Wiedergabe.

FRANÇOIS ANSERMET — Herstellung eines Textes, Transkription, Schrift, Einrichtung für den Druck – alles das sind mögliche Bezeichnungen für die Arbeit, die Sie tun, Seminar für Seminar. Wie ist diese zu beschreiben? Wie zu qualifizieren? Wie ist Ihr Zugang? Auf welche Schwierigkeiten sind Sie gestoßen? Was hat die Arbeit Ihnen gebracht? Alles Fragen, die in einem elementar, naiv, zu komplex sind, um sie in diesem Gespräch anzugehen.

JACQUES-ALAIN MILLER — Das sind deutlich unterschiedene Fragen. Wie diese Arbeit beschreiben? Diese Arbeit ist nicht ohne Vorläufer in der Geschichte des Denkens. Große Lehrer haben unredigierte Vorlesungen hinterlassen, was ihre Anhänger veranlaßt hat, deren Text herzustellen. So bin ich in der Vorlesung, die ich nach dem Tod Lacans hielt, auf die Umwandlungen der Vorlesungen von Aristoteles zu sprechen gekommen, die Sie kennen. Ich denke, die Arbeit ist in unserem Fall erleichtert durch den Umstand, daß die Wissenschaft uns diese Gadgets in die Hand gegeben hat, diese Magnetophone, einmal abgesehen von diesem Schriftgadget der Stenographie. Außerdem ist diese Arbeit noch zu Lebzeiten von Docteur Lacan begonnen worden und nicht nach mehreren Jahrhunderten und sie wird betrieben von jemandem, der zu Recht als sehr enger Mitarbeiter von Lacan gilt. Wir besitzen also weit mehr Gewißheiten in bezug auf diese Vorlesungen als bei der Lehre von Aristoteles.

Offensichtlich anders ist es mit den Vorlesungen Heideggers zum Beispiel, von denen er selbst geschriebene Versionen geliefert hat – man kann sich fragen, warum das nicht der Fall war bei Lacan.

Erfaßt in einer fortgesetzten Erfindungsbewegung, wie er war, mit einem über lange Zeit wöchentlichen Seminar und einer enormen

Praxis, war ihm die Zeit nicht gegeben. Die Bewegung und sein Unterricht sind interpunktiert durch eine bestimmte Anzahl von Schriften - wovon viele übrigens ursprünglich Arbeiten sind, die umständehalber entstanden, auf Anforderung, verlangt vom Verleger oder auch gefordert durch das analytische Gruppenleben. Für diese Gelegenheiten faßt er seinen Unterricht zusammen auf das hin, was am schwersten assimilierbar schien durch seine Hörschaft. Seine Schriften kreisen um Punkte des Anstoßes und überschneiden sich oft mit verschiedenen Partien des Seminars: Die Schrift über die Psychose zum Beispiel überschneidet sich mit dem dritten Seminar über die *Psychosen* und dem vierten zur *Objektbeziehung*. Man findet in den *Psychosen* nicht die „Vatermetapher“. Um diese zu konstruieren, mußte er zuerst auf den Text Jakobsons über die zwei Typen von Aphasie treffen und dann die imaginäre Signifikantenfunktion des Phallus herausarbeiten. Bei Gelegenheit der Schrift redigiert, verknüpft er Phallus und Vater in seiner Vatermetapher.

FRANÇOIS ANSERMET — Wie, unter diesen Umständen, schätzen Sie Ihre Arbeit ein?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich habe mich entschieden, von *Textherstellung* zu sprechen, obwohl das Problem dabei ist, daß Lacan die stenographischen Aufzeichnungen nie als originalen Text angesehen hat. Diese Herstellung ist also eine Redaktion.

FRANÇOIS ANSERMET — Wie Sie in der Notiz vor dem Nachwort zu *Seminar XI* schreiben, handelt es sich um eine Transkription, die von nun an Zeugnis sein und künftig für das Original gelten wird, das nicht existiert. Dieser Ursprung wird gefunden in der Nachträglichkeit einer Schrift, der Schrift des Sprechens eines anderen. Was läßt sich sagen über die Bewegung, die ein Werk auf ein Original gründet, das nicht existiert?

JACQUES-ALAIN MILLER — Dazu ist viel zu sagen, denn es geht da um das Problem des Übergangs vom Mündlichen zum Geschriebenen. Es gibt kein mündliches Werk. Ein mündliches Werk bemißt sich nach seinen Konsequenzen beim Hörer, es bildet kein Monument. Festzuhalten ist - und Lacan selbst bezeugt es im Nachwort zu *Seminar XI*, dem ersten edierten -, daß er die stenographischen Aufzeichnungen seines Unterrichts nie für publizierbar gehalten hat.

Sie wissen, daß er sein Seminar 1951 begonnen hat, es ist stenographisch aufgezeichnet worden von 1953/54 an. Von diesem Zeitpunkt bis 1973, d. h. während zwanzig Jahren, hat sich Lacan gegen jede Veröffentlichung seines Seminars verwahrt. J.-P. Pontalis hat sich in Zusammenfassungen von zwei oder drei Seminaren versucht, die im *Bulletin de psychologie* erschienen sind; Safouan hat eine Zusammenfassung von hundert Seiten über das Seminar *Die Ethik* redigiert, die er erscheinen lassen wollte - Lacan hat dem definitiv nicht zugestimmt; J. Nassif hat in den *Lettres de l'École freudienne* Zusammenfassungen gegeben von *Die Logik des Phantasmas*, desgleichen einen Text, der in *Scilicet* erschienen ist und der einen von den Seminaren ausgehend zusammengestellten Text mit seinen eigenen Reflexionen mischt; C. Conté hat in derselben Zeitschrift einen langen Artikel verfaßt ausgehend vom Seminar über die *Identifizierung*.

Es hat also im Laufe dieser zwanzig Jahre mehrere Versuche zu einer Ausbeutung des Seminars gegeben in Form entweder des *Kompendiums*, der Zusammenfassung oder der persönlichen Redaktion - ich nenne nur die Versuche, die nicht die Absicht hatten, den Namen Lacans verschwinden zu lassen, und lasse unerwähnt die offensichtlich unzähligen Plagiate und Aufgüsse. 1973 habe ich Lacan eine ganz andere Weise, sich auf sein Seminar zu beziehen, vorgeschlagen: nicht es zusammenzufassen, nicht seinen Inhalt zu verwenden, um einen Aufsatz daraus zu machen oder ein Buch, das wie ein Buch aussieht, sondern ein Buch des Seminars zu machen, das die Aufteilung in Lektionen berücksichtigen soll, das exhaustiv und trotzdem redigiert wäre, wenn nicht geschrieben. Es war das das erste Mal. Angesichts des Ergebnisses ist dann unter uns entschieden worden, daß das Ensemble seiner Seminare ebenso gemacht werden soll. Es entgeht mir nicht, daß es heute eine Art von Überbieten gibt und man als Originaltexte die stenographischen Aufzeichnungen ansehen möchte. In diesem Punkt muß ich deutlich sein: Ich mache auf dieselbe Weise weiter. Die Redaktion mag verschieden sein - es ist die meine und es ist die, die Lacan zugesagt hat. Der Status dieser Arbeit ist unzweideutig: Es ist ein Zusammenarbeiten. Ich kann Ihnen im übrigen sagen, daß es vom Augenblick meiner Herstellung des ersten Seminars an die Vorstellung von Docteur Lacan war, daß wir gemeinsam unterzeichnen sollten. Er ist in dieser Hinsicht immer sehr großzügig gewesen und er meinte, daß durch meinen Anteil eine zweifache Unterschrift gerechtfertigt wäre. Ich wollte nicht - das ist, was Lacan in seinem Nachwort so schön meine „Bescheidenheit“ genannt hat -

da ich indessen stets die Verlagsverträge mitunterzeichnet habe, habe ich juristisch den Status eines Mitautors. Im übrigen, die stenographischen Aufzeichnungen zirkulieren und die Forscher können sich auf sie beziehen. Lacan hatte lediglich seinen Verleger beauftragt, einer schamlosen kommerziellen Ausbeutung durch die sogenannten Raubdrucke entgegenzutreten. Ich habe nach seinem Tod diesem Auftrag Nachdruck gegeben.

FRANÇOIS ANSERMET — Wenn Jacques Lacan als Interpret eines Werkes angesehen werden konnte, das, ausgehend vom Freudschen Text, Gestalt annahm in einer Praxis und in einer Lehre, was stellt dann diese neue Interpretation dar, die die Schrift dieses Werkes ist? Jede Deutungsarbeit unterstellt die Antizipation des Sinns: diese Antizipation situiert sich im Verhältnis zum Wort, das ergangen ist.

JACQUES-ALAIN MILLER — Lacan hat einmal gesagt – und das ist aufgenommen und publiziert worden –, daß ich sein Seminar in mein eigenes Französisch brächte und daß ihm das zusagte. Ich für mein Teil – das ist wahr gewesen, seitdem ich Lacan an der École Normale begegnet bin –, ich hatte, wie man sagen muß, von Beginn an den Ruf, der zu sein, der Lacan verstand. Ich bin sofort in diese Position gebracht worden – es hat sich von der zweiten Sitzung des *Seminars XI* an abgezeichnet, das ist unglücklicherweise nicht aufgenommen worden, wo ich zum ersten Mal öffentlich Docteur Lacan Fragen stellte, indem ich ihm sagte, daß er für mich und für meine damaligen Genossen von der École Normale in erster Linie ein strenger, wie man sagen könnte, rationaler Theoretiker sei und nicht der Magier, wie es sein Ruf wollte. Das verwickelte mich dann im weiteren in eine Diskussion mit ihm über die Verwendung des Adjektivs *ontologisch* in einer seiner Schriften, das er in Verbindung gebracht hatte mit dem Ausdruck *Seinsverfehlen*, wenn meine Erinnerung richtig ist – eine Diskussion, in der ich mir erlaubte, wenn ich so sagen kann, im Namen der Vernunft mit ihm zu argumentieren. Es scheint, daß das bis dahin in dieser Weise nicht getan worden war, und dieser Eintritt hat mich in einer bestimmten Position installiert. Und tatsächlich, die Arbeit, die ich über das Seminar tue, ich tue sie im Element der Gewißheit, ich tue sie nicht im Zweifel.

Wenn ich sage, daß ich über den Sinn entscheide, heißt das, daß ich zum Schlimmsten gehe. Ich meine, daß ich den Sinn restituieren, während die Mäander des mündlichen Ausdrucks ihn verdunkeln.

Ich habe jedoch im Namen dieses Sinns zu entscheiden, was ins Geschriebene übergehen wird. Sicher ist, daß, wenn Lacan mündlich Substantive **häuft**, um etwas näher zu bestimmen, ich, nun ja, bald alle Terme bewahre, bald nur einen. Das ist jedesmal nach dem Umstand zu entscheiden. Ist es eine bedeutsame Abstufung, eine Zusammenziehung? Oder muß das treffende Wort sein Suchen zum Verschwinden bringen? Mein Urteil ist jedesmal ein besonderes und es ist gesichert durch ein recht langes Studium des Unterrichtes von Lacan und durch die Zusammenarbeit mit ihm für die Edition der zu seinen Lebzeiten erschienenen Seminare.

FRANÇOIS ANSERMET — Man konnte vielleicht denken, daß Lacan in erster Linie ein geschriebenes Werk hinterlasse. Was war aber für ihn die Transkription seines Sprechens und seines Unterrichtes? Was bedeutete, bei Erscheinen des ersten Seminars, für Lacan, Lacan zu lesen – sich zu lesen redigiert durch Sie?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich glaube, daß er recht zufrieden war! Seine Sekretärin, Gloria Gonzales, die ihn während mehr als dreißig Jahren nicht verlassen hat, erzählte mir eines Tages, daß sie ihn einmal gegen Ende der Fünfziger Jahre vor dem offenen Schrank **habe** stehen sehen, der die stenographischen Aufzeichnungen seiner Seminare enthielt, die sich Jahr um Jahr dort **angesammelt** hatten, und er zu ihr bemerkt habe mit einem Seufzer: „Ah! Wer wird sich all dessen annehmen?“ Nun, ich bin es, der sich „all dessen“ **annimmt**. Ich bin es nicht sofort gewesen, denn ich bin Lacan 1964 **begegn**et, und die Dinge haben erst 1973 Gestalt angenommen. **Bis dahin** war es nicht selbstverständlich – für Lacan nicht mehr als für irgendwen –, daß man auch auf die geringste seiner Aussagen **achte**! Der Überblick, den ich Ihnen gegeben habe, zeigt es. Keiner der Versuche seiner Schüler ging dahin. Es brauchte eine Zeit, bis **man** an Lacan Maß **nehmen konnte** – von ihm selbst kam das nicht, das konnte nur vom Anderen kommen. Heute sind die Dinge **an** dem Punkt, daß genau die, die sich schlecht gegen ihn benommen haben die letzten Jahre seines Lebens, jenes vergebliche Überbieten **betreiben**, von dem ich gesprochen habe.

FRANÇOIS ANSERMET — Sie schreiben in der Notiz vor dem Nachwort zu *Seminar XI*: „man wollte hier nicht **zählen**“. Sollte es trotz allem einen Platz geben für dieses „nicht zählen“!

JACQUES-ALAIN MILLER — Ja. Ich glaube, daß der Unterschied zwischen meiner Arbeit und den vorausgehenden verunglückten Versuchen offensichtlich der ist, daß diese zählen wollten: Das Resultat war dann auch wenig nützlich, wie man sagen muß. Nicht zählen, das heißt sich in eine Position **begeben** derart, daß ich *ich* schreiben kann und dieses *ich* dasjenige Lacans ist. Nicht zählen, das ist die Bedingung dafür, daß ein solches *ich* von jemand anderem als Lacan geschrieben werden kann.

Offensichtlich habe ich da meine Besonderheit hinreichend gelöscht, damit Lacan annehme, was als Besonderes mir eignet. Man muß das glauben, es ist eine durch und durch logische Fähigkeit, indem ich mich auslösche eben. Was heißen will: indem ich mich der Rationalität dieses Denkens beuge. Es ist auch ein Erfordernis der Klarheit, die Lineamente zum Vorschein zu bringen, von wo aus allein es möglich ist, den Text herzustellen.

Ein Syntagma, einen Satz an eine andere Stelle zu rücken, ihn zu interpunktieren, aus dem einen einen Relativsatz zu machen, aus einem anderen einen Hauptsatz, das verlangt, daß man erfaßt hat, welche Karte aufliegt, das heißt womit sich dieses Denken konfrontiert und ebenso, was es vermeidet und bezüglich wessen es also voranschreitet. Das heißt, Moment für Moment die aktive Problematik dieser Lehre zu rekonstituieren.

Es heißt auch, zu sehen, wie vergeblich ein Unternehmen ist, das daraus eine Abhandlung machen wollte. Ist das Seminar Lacans über die Psychosen eine Abhandlung über Psychosen? Wenn es das wäre, bedeutete dies die Gleichzeitigkeit seines Anfangs und seines Endes – denn was eine Abhandlung ausmacht, ist, daß sie die Zeit ihrer Lektüre ausstreicht, die sie als eine suspendierte Zeit besetzt. Dagegen hieß, Lacan gebührend zu folgen, zunächst, gewahr zu werden, daß da eine Reflexion ist in Wandlung über ein Jahr, daß es von einer Lektion zur anderen im Seminar Diskrepanzen gibt, daß Lacan sich korrigiert, einmal gesetzte Elemente verschiebt, und daß eben dieses ein Unterricht ist. Die Edition des Seminars erfinden zu können, verlangte also in der Tat eine Parteinahme in dem, was die Lehre Lacans ist.

Dieses *nicht zählen*, ich nenne Ihnen seinen Wert: Ich glaube, daß Lacan seine eigene Dunkelheit verwendet hat, daß er sie gehandhabt, ihr einen, wenn ich so sagen kann, heuristischen Wert gegeben hat. Er ist aber auch jemand, für den die Originalität, die seinem Denken eigene Verwindung, lange Zeit eine Art Flucht war. Also hat er, rich-

tig verstanden, eben dieses benutzt, es eher neu gesetzt und hat, was seine Dunkelheit war, dazu verwendet, es zum Paradigma zu erheben. Es war aber für ihn immer von großem Wert, Zeugnis zu haben von anderen, die ihm folgten. Solches Zeugnis hat er unablässig von seinen Schülern, den Hörern seines Seminars verlangt. Was ich hier sage, man sieht es im Verlauf des Seminars – diesen Appell. So war, daß ein anderer in seine Logik eintreten konnte, um seinen Unterricht zu seiner Zufriedenheit zu redigieren, für ihn Versicherung und Zeugnis. Im übrigen ergibt mein Geschmack – nennen wir es so – an der Klarheit kein schlechtes Saldo. Doch Lacan ist nicht dunkel: Es ist der Blitz, was man dunkel nennt ...

FRANÇOIS ANSERMET — Wie Sie sagen, ist Lacan in dieser Transkriptionsarbeit anwesend durch Ihren Versuch, sich nicht das *ich* anzueignen. In was verändert Lacans Tod die Bedingungen Ihrer Arbeit?

JACQUES-ALAIN MILLER — Nicht allein hat Lacan die Endfassung zur Kenntnis genommen, bevor sie gedruckt wurde, ich konnte ihn auch bei besonders undurchsichtigen Passagen, bei gewissen Mängeln der stenographischen Aufzeichnung, bei Namen, bei Bezugnahmen fragen. Es ist wohl wahr, daß er nicht immer alles gegenwärtig hatte. Aber die Erleichterungen, die ich zu seinen Lebzeiten hatte, habe ich jetzt nicht mehr. So begannen dann bereits im *Psychosen-Seminar*, wo ich bei gewissen Punkten keine Antwort von ihm bekam, bestimmte Stellen mit drei Punkten in Klammern zu erscheinen, was bei den vorausgehenden Seminaren nicht der Fall war. Es ist wahrscheinlich, daß ich auch in den kommenden Seminaren einige Narben werde lassen müssen.

Etwas anderes hat sich auch geändert: Zu Lebzeiten Lacans – das ist eine Tatsache – war meine Arbeit über zehn Jahre unbestritten. Seit seinem Tod gehen, und zwar auf unverschämte Weise, dieselben Leute, die ihn während der letzten Jahre seines Lebens beschimpft haben, auf mich los. Das bringt mich nicht einen Daumen breit von meinem Weg ab.

FRANÇOIS ANSERMET — Den Text des gesprochenen Werks herzustellen, wäre also auch eine Arbeit an Schrift. Ist da nicht etwas wie eine Offenlegung dessen, was der Einschluß jedes Geschriebenen ist: Der Autor schreibt, aber gleichzeitig ist gesprochen. Es gibt da einen anderen, der spricht, in der Arbeit der Schrift. Man könnte Blanchot

zitieren: „So existiert, vor dem Werk, der Schriftsteller noch nicht; nach dem Werk gibt es ihn nicht länger: das heißt, daß seine Existenz einer Bürgschaft bedarf. Man nennt ihn Autor! Richtiger hieße er 'Akteur', diese flüchtige Person, die geboren wird und stirbt jeden Abend, indem sie sich übertrieben zur Schau stellt, umgebracht durch das Schauspiel, das sie vorzeigbar macht, das heißt ohne ein ihr **Eigenes** oder **Verborgenes** in irgendwelcher Intimität.“ Wir haben bis jetzt von der Fertigstellung zum Druck, von Transkription gesprochen; es sollte aber die Arbeit des Autors, des Schriftstellers nicht ausgeklammert bleiben. Was denken Sie darüber?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich halte mich an die stenographischen Aufzeichnungen, die, die Lacan mir übergeben hat und die er für die besten hielt alles in allem. Das ist die erste Materie für die Arbeit. Ich nehme jede Lektion, eine nach der anderen, in der Reihenfolge, wie sie gesprochen worden sind, und erstelle Zug um Zug die etwa dreißig Seiten, die das ergibt. Ich suche zunächst die Angelpunkte der Lektion. Daraus stelle ich die Passagen her, die bei der Lektüre als die klarsten **erscheinen**, und lasse für einen zweiten **Durchgang** die – es sind die meisten –, die dem Anschein nach am meisten verworren sind. Herstellen heißt hier entwirren: Selbst wenn ich bei der Endredaktion weitgehend die Ordnung beachte, der Lacan gefolgt ist, so ist gleichwohl, für die kleinste Entscheidung zur Schrift, die logische Gliederung wiederherzustellen. Um zu wissen, wo ein Komma gesetzt werden soll, müssen die Angelpunkte gefunden werden. Nachdem ich beobachtet hatte, daß ein Seminar sich im Durchschnitt recht gut in drei „Teile“ gliedern ließ – eine wesentliche Interpunktierung –, habe ich sehr früh und mit Zustimmung Lacans entschieden, diese auch anzuzeigen. Ein Rhythmus, den ich gleichzeitig beobachte und konstituiere: drei große Skandierungen im Durchschnitt, plus eine Einführung und ein Schluß, der, wenn er lang ist, einen vierten Teil erfordert – was aber recht selten ist. Ich spüre **also** die Achsen auf und gehe dann von da bis ins kleinste Detail. Ich bin bemüht – was eine Wahl ist –, jene noch feineren Gliederungen wie die Absätze gut zu markieren, obwohl sich das zu Beginn als eine Art Kontinuum darstellt. Die Stenographin scheint gelegentlich Redepausen festgehalten zu haben, indem sie Absätze machte. Muß dies stets berücksichtigt werden? **Nein**. Es kommt auch vor, daß ich bestimmte Syntagmen an eine andere Stelle bringe, wenn **Lacan** beispielsweise zwei, drei Minuten später, wie das bei einem Vortrag ge-

schiebt, einen Punkt von vorher wieder aufgreift. Dagegen respektiere ich Irrtümer, wenn sie sich in der Folge als bedeutsam erweisen. Lacan hat von mir nie verlangt, daß ich ihn als unfehlbar erscheinen lasse.

Lassen wir die Überprüfung der Referenzen beiseite. Sagen wir, daß ich eine erste Version erstelle, Lektion für Lektion. Das Ganze wird dann getippt und die Arbeit beginnt nochmals, ausgehend von diesem neuen Manuskript.

Zwischen der ersten und der zweiten Version wähle ich Titel und lege die kleinen Motti fest – eine Methode, die ich gewählt habe, um die Schwerfälligkeit von Zwischentiteln zu vermeiden, was überdies den Eindruck einer Abhandlung machen würde, was ich vermeiden will.

Ich wollte auch kenntlich machen, daß es sich um die Transkription eines mündlichen Textes handelt, und habe deshalb die Züge betont, die trotz der Unterbrechung durch die geschriebene Interpunktion Indizes von Kontinuität sind. Insbesondere habe ich sogleich – noch vor der ersten Arbeit – an Lacan einen Brief geschrieben, um ihm zu sagen, daß ich absichtlich nicht Strichpunkt und Doppelpunkt verwenden würde – außer irrtümlich, finden Sie diese Zeichen nicht in den Seminaren –, jedoch ein Zeichen, das vieldeutiger ist, ein von Punkt und Komma unterschiedenes Pausenzeichen, den Querstrich. Ich spielte in dem Brief, den ich Lacan schrieb, auf die Besonderheit der Zeichensetzung an, die sich bei Laurence Sterne – dem Autor von *Tristram Shandy* – findet und die in der angelsächsischen Kritik isoliert worden ist als *the Shandean Dash*, der Shandysche Querstrich. Nun, ich verwende in der Transkription des Seminars von Lacan *den Shandean Dash*. Ich wollte damit markieren, daß ich nicht alle Hilfsmittel der geschriebenen Zeichensetzung verwende. Dieser Zug bleibt als das Zeichen des mündlichen Ursprungs dessen, worum es geht. Ich habe übrigens manchmal Mühe, die Übersetzer zu veranlassen, das zu beachten, aber ich muß sagen, daß sie sich sehr liebenswürdig darauf einstellen.

FRANÇOIS ANSERMET — Sie haben die Position dessen definiert, der transkribiert, man könnte jetzt zur Position dessen kommen, der liest. Es wird oft gesagt, die *Seminare* seien lesbarer als die *Schriften*. Was heißt, Lacan lesen? Gibt es einen offenkundigen Unterschied zwischen dem Lacan, der spricht, dem transkribierten Lacan und dem Lacan, der schreibt?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich glaube, daß das keine Diskussion ist, Lacan als Schriftsteller – er sagte es – wollte dem Leser keinen anderen Ausgang lassen, als in den Text einzutreten. Es ist verifizierbar, daß lange Entwicklungen im Seminar sich manchmal konzentriert finden in einem Absatz einer Schrift. Im übrigen ist zu bemerken, daß Lacan selbst viele seiner Schriften nicht als Schriften auf dem Niveau seiner Forderungen ansieht. Er geht soweit zu sagen, daß „Das Drängen des Buchstabens“ ein Text zwischen Geschriebenem und Mündlichem sei, weil er ausgehend von einem Vortrag redigiert ist. Darüberhinaus ist zu bemerken, daß seine Schriften zumeist für eine bestimmte Adresse verfaßt sind. „Das Drängen“, also, ist ein Vortrag; „Die Ausrichtung der Kur“ ist ein Kongressbeitrag; „Die Wissenschaft und die Wahrheit“ ist geschrieben zuerst, um als Eröffnungssitzung des Seminars über *Das Objekt der Psychoanalyse* vorgetragen zu werden; „Die Stellung des Unbewußten“ ist eine aktualisierte Fassung einer Intervention an dem von Henri Ey 1960 organisierten Kolloquium; „Das Freudsche Ding“ ist redigiert in Anschluß an eine Einladung nach Wien. Es gibt auch den unausgeführten Wunsch, *Die Ethik der Psychoanalyse* selbst zu redigieren – dies ist der Grund übrigens, warum ich meine Pläne umgestoßen und mich entschließen habe, dieses Seminar als erstes nach seinem Tod zu veröffentlichen.

Lacan als Sprechender – es ist jedenfalls zu sagen, daß er für viele seiner Hörer undurchsichtig war. Aus vielen Gründen: zuerst wegen des Vorsprungs, den seine Reflexion vor dem Begreifensmoment seiner Hörer stets hatte, dann auch, weil sein mündlicher Ausdruck gewählt und erfindungsreich war. Er sagte einmal: „Ich spreche, wie andere schreiben.“ Man kann also sagen, daß Lacan sprechend für seine momentanen Hörer so komplex war wie Lacan geschrieben. Zudem kann ich feststellen, daß ein Seminar erst dann ins allgemeine Verständnis eingeht, wenn es von mir hergestellt worden ist. Ich stelle das fest. Solange diese Arbeit, die eine Redaktions-, vor allem aber Logisierungsarbeit ist, nicht getan ist, packt man's nicht, mal abgesehen von einigem Schmu mal hier, mal da. Es fällt mir umso leichter, das zu sagen, als der Begriff, den ich mir selbst von einem Seminar machen kann vor der Redaktion und nachher, nicht derselbe ist. Ich selbst sehe, durch meine Arbeit hindurch, Zug um Zug seine Kraftlinien auftauchen, seine Problematik, seine Hindernisse.

FRANÇOIS ANSERMET — Und was bedeutet für Sie, Lacan zu lesen?

JACQUES-ALAIN MILLER — Was mich betrifft, ich habe Lacan drei Monate gelesen, drei Monate, bevor ich ihm begegnete – Januar 1964, vor genau zwanzig Jahren also. Ich habe ihn gelesen auf die Einladung von Althusser hin, der „Kaiman“, das heißt „Repetitor“ in Philosophie an der École Normale war und das folgende Jahr dann sein Seminar dem *Kapital* widmen sollte. Da, nach einem Jahr, das der Archäologie der Wissenschaften galt, wollte er ein Jahr auf Lacan verwenden. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt, September 1963, keine Zeile von Lacan gelesen und ich rechnete, an diesem Seminar lediglich als Zuhörer teilzunehmen. Louis Althusser rief mich in sein Zimmer, um mir zu sagen, daß ich gut daran täte, Lacan zu lesen, das mir das sicher zusagen würde und ich mich vorbereiten solle, meinen Teil in seinem Seminar zu übernehmen. Ich habe ihm zugehört, das heißt, ich habe mich in die Buchhandlung der Presses Universitaires de France, place de la Sorbonne, begeben und alle damals erschienenen Bände der Zeitschrift *La Psychanalyse* gekauft – das ging damals bis Heft 6, wenn ich mich recht erinnere (ich habe das dann komplettiert, indem ich in der Bibliothek der École die in *Evolution psychiatrique* und in der *Revue Française de Psychanalyse* erschienenen Texte herausuchte) –, und bin, wie ich es tun konnte damals, für einige Tage aufs Land gefahren, um das Ganze durchzuackern. Ich war übrigens in Begleitung eines meiner Freunde, der bereits die Agrégation in Philosophie vorbereitetete, und ich erinnere mich gut, wie ich, im ersten Stock, angefangen habe mit der *Rede von Rom* und um die Mittagszeit runterging und meinem Freund, der den Vormittag über Leibniz zugebracht hatte, mitteilte, daß ich gerade etwas Unerhörtes gelesen hätte. Meine Arbeit über Lacan basiert auf dem, was ich während dieser drei Monate tat, ausgehend von seinen Schriften, ohne das Seminar, ohne Lacan je gehört, ohne ihn je gesehen zu haben. Das veranlasste mich dann, auf die Aufforderung Althussters hin, ein zweistündiges Exposé zu halten zu Beginn des Jahres 1964, wovon mir nichts Schriftliches geblieben ist, wie mir das oft passiert. Aus dem einen Exposé sind dann schließlich drei geworden. Indessen, wie rudimentär meine erste Annäherung auch gewesen sein mag, ich stehe noch dazu. Ich bin offensichtlich weiter vorangekommen, jedoch in demselben esprit de logique wie damals. Ich lehre in Sachen Lacan seit 1972, ich habe während sieben Jahren in einem wöchentlichen Kurs an der Université de Paris VIII sein Werk systematisch durchgearbeitet, habe zwei Jahre unterbrochen und dann wieder angefangen nach dem Tod von Docteur Lacan 1981. Ich mache

jetzt einen zweiten Durchgang, in dem ich glaube, an die unterschwellige Problematik heranzukommen. Lacan sagt sehr schön, daß man nicht den Bauplan eines Hauses zu kennen braucht, um mit dem Kopf gegen seine Mauern zu rennen. Nun, ich versuche, den Plan des Hauses, das die Lehre Lacans ist, wieder zusammenzufügen, den Plan, den er konstruiert hat, indem er sich den Kopf stieß!

FRANÇOIS ANSERMET — Wenn es um Psychoanalyse geht, um das Unbewußte, das Ding, wie Lacan es titulierte hat, dann „spricht das Ding von sich selbst“, oder, wie er an einer anderen Stelle sagt, was man vom Ding schreibt, ist anzusehen als das, was sich schreibt, indem es aus ihm ist und nicht von dem, der es schreibt. Was also ist der Ort dessen, der schreibt, wenn vom Ding gehandelt ist. Verdoppelt in der Schrift also das, was sich, wie Freud schreibt, im Szenarium der Analyse abspielt: Wir fordern den Patienten nicht allein auf zu sagen, was er weiß, was er vor dem anderen verbirgt, wir fordern ihn auf, auch das zu sagen, was er nicht weiß. Wie ist also zu schreiben, was man vom Ding zu wissen glaubt? Das ist wohl die Fragestellung, die Lacan zu eröffnen scheint in seinem Nachwort zum *Seminar XI*: „Was sich liest, geht durch die Schrift und bleibt dabei unversehrt. Was sich liest, eben davon spreche ich, denn, was ich sage, gilt dem Unbewußten, dem also, was, vor allem, sich liest.“

JACQUES-ALAIN MILLER — Lacan, zu diesem Zeitpunkt, definiert das Unbewußte über das, was sich davon entziffern läßt.

FRANÇOIS ANSERMET — Zu was für einer Lektüre und zu was für einer besonderen Schrift verpflichtet das Objekt der Psychoanalyse?

JACQUES-ALAIN MILLER — Zunächst erinnere ich daran, wie sich meine Art, das Seminar anzugehen, unterscheidet, nämlich zu sehen, daß die Mäander dieser Lehre die Lehre selbst sind. Wenn man glaubt, die Lehre von ihren Mäandern ablösen zu können, um sie zusammenzufassen oder um die Gleichzeitigkeit von Beginn und Ende herzustellen, erkennt man zutiefst ihr Objekt. Sie fragen mich, zu was für einer Lektüre das verpflichtet. Es verpflichtet, warum nicht, zu eben der Lektüre wie das Unbewußte. Wenn ich Lacan lese und versuche, die Lektionen wiederherzustellen, die ich für die Hörer meines Kurses daraus entnehme, um sie nach dieser Lektüre auszubilden, sage ich gelegentlich, daß ich à la Champollion vorgehe – indem ich

nämlich den Wert darlege, den bestimmte Wörter und bestimmte Verbindungen, die wiederkehren, aus einer so abgewogenen Schrift annehmen. Um das Einfachste zu nehmen: die regelmäßige und übrigens von Lacan thematisierte Verbindung von Akt und Gewißheit. Ich konnte dieses Jahr in einem Kurs, dem ich den Titel „Von den Antworten des Realen“ gegeben habe, den Wert des Terms *Antwort* bei Lacan aufzeigen. Oder der Term *Entscheidung*, der Term *Wahl*. Diese Arbeit ist zuerst auf der Ebene des Signifikanten, nicht der Bedeutung. Wenn ich mich auf das beziehen kann, was ich selbst getan habe, meine ich, daß die Anleitung für jede Lektüre Lacans in seinen Schriften selbst enthalten ist. Man wählt den leichteren Weg, wenn man über die Seminare eintritt – und warum nicht? –, was aber wirklich über die Lehre entscheidet, ist der Schrieb. Was mich betrifft, so bin ich in die Lehre Lacans eingetreten ausschließlich über das Geschriebene. Eine Pendelbewegung ist gewiß vorstellbar und es ist sicher, daß das Seminar über die von Lacan skizzierten Wege Auskunft gibt – auf die einzulassen er sich aber gelegentlich weigert. Aber ohne den Angelpunkt des geschriebenen Lacan, glaube ich, ist es ein gefährlicher Weg – vielleicht sogar ein vergeblicher.

FRANÇOIS ANSERMET — So wie die ersten Freudschen Texte über das Unbewußte, die *Traumdeutung*, die *Psychopathologie des Alltagslebens* oder *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, scheint das Werk Lacans in seiner Schrift sich auf die Gefahr der Logik des Unbewußten hin einzurichten. Können die *Seminare* oder die *Schriften*, die in sich mehrdeutig, widersprüchlich sind, sich gegen Definition oder Systematisierung sperren, Spuren des unmöglich zu Sagenden oder Schreibenden aufweisen, von gewissen Leuten zu einem Text reduziert werden, der eine systematisierende Lektüre sanktioniert, eine Art „Ordnungmachen“ im Werk Lacans durch ein Spiel von Klassifizierungen und Definitionen?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich glaube nicht, daß das groß versucht worden ist, es wäre etwas Vergebliches an derlei Arbeit. Ich bin nicht einverstanden mit Ihrem Vergleich zwischen den Texten Lacans und den ersten Texten Freuds. Lacan hat sich nie für den Entdecker gehalten – der Entdecker ist Freud. Außerdem, im Werk Lacans ist nichts zu finden, was den von Ihnen angesprochenen Texten äquivalent wäre, *Die Traumdeutung*, *Psychopathologie des Alltagslebens*, *Der Witz*, in diesen Texten hat Freud mit seiner Person bezahlt, er hat

das Unbewußte demonstriert auf seine Kosten – was heißt, daß er sich mit Sicherheit dem ausgesetzt hat, was heute die sogenannte revisionistische Freudsche Bewegung ist, die die vermeintlich skandalösen Geheimnisse seines Lebens ans Licht bringen möchte und die eine Art schwarze Internationale bildet. Nichts derartiges bei Lacan. Von Beginn an gilt seine Reflexion unauflösbar der Praxis der Analyse und Freud. Er betrachtet beide als vom selben Gewebe. Für uns ist die Situation jetzt ähnlich – die Lehre Lacans wird sich für die Psychoanalytiker zunehmend als nicht umreißbar erweisen, ob sie das nun wollen oder nicht. Ein Auskommen suchen mit Freud oder mit Lacan, man kann es nicht verhindern. Man kann das beklagen – warum nicht? –, aber es läßt sich nicht verhindern.

Lacan kommt in keiner Weise dem Vorhaben, Systematisierung und Universitarisierung zu verwechseln, entgegen. Seine Absicht war, vergessen wir das nicht, das Mathem, das heißt die integrale Übermittlung. Es ist offenkundig, daß seine Matheme nicht wirkliche Matheme der Logik sind – er selbst hat das erkannt, und es ist nur zu klar, daß es da kein automatisches Funktionieren gibt. Es gibt da, außer gelegentlichen Skizzen, kein blindes Denken. Sicher, wenn wir sehen, wie die von Lacan formalisierten vier Diskurse sich durch Permutation erzeugen, haben wir die Skizze eines solchen. Darüberhinaus aber handelt es sich nicht darum, eine Systematisierung heranzutragen – sie ist bereits da. Sie ist da – nur, sie transformiert sich. Das bewirkt, daß man, wenn man die Setzungen nur Term für Term vergleicht, auch sieht, daß er, in bestimmten Punkten, übers Ganze variiert – was nicht hindert, daß es einen kontinuierlichen Übergang von einem Punkt zum anderen gibt. Ich habe oft in meinem Kurs darauf hingewiesen: Im Unterschied zu Autoren, die sich darin gefallen, die Brüche in ihrem Denken zu unterstreichen – ich denke zum Beispiel an einen Bertrand Russell, für den es eine Art Koketterie ist, Theorien einander folgen zu lassen, die unter sich nicht kompatibel sind, und der das auch anzeigt –, gibt es bei Lacan eine Art Folgerichtigkeit, die mit seinem Stil der Ausarbeitung zu tun hat, die aber auch oft trügerisch ist und sein permanentes Infragestellen verkennen läßt. Ich denke, daß Lacan kontinuierlich gegen Lacan gedacht hat. Ich habe vor zwei Jahren gezeigt, daß bestimmte essentielle Setzungen in „Das Drängen des Buchstabens“ völlig dem entgegen sind, was Lacan fünf Jahre vorher in seiner *Rede von Rom* exponiert hatte. Ich habe beispielsweise gezeigt, wie verschieden das, was er die Gesetze des Sprechens nannte, von den Gesetzen der Sprache ist –

die er erst später herausgearbeitet hat. Diese Verschiebungen bleiben oft dadurch im Verborgenen, daß er sich auf dieselben Beispiele, dieselben Formeln bezieht. Ich habe auch betont, was in dieser Lehre eine entscheidende Artikulation ist, nämlich die des Symptoms und des Phantasmas – diesem Thema galt übrigens mein Kurs vom letzten Jahr –, eine Artikulation, die nicht minder wesentlich ist für die Ausrichtung der Kur.

Der Absicht der Formalisierung, die da ist von der Eröffnungs-
lektion seines Seminars an – lesen Sie diese bitte nach im *Seminar I* –
wird sicher kontinuierlich entgegengewirkt durch eine anhaltende und
dauernde Inkonsistenz. Sie macht, daß das Streben nach Klassifi-
zierung im Falle Lacans ebenso vergeblich ist wie im Falle Freuds.
Ich habe zudem gezeigt, daß man, um eine Definition von Lacan
einschätzen zu können, wissen muß, zu welchem Zeitpunkt er diese
formuliert hat. Weit davon entfernt, dem Kult des Lacanzitats als
geoffenbarter Wahrheit zu huldigen, denke ich im Gegenteil, daß es
sich immer um ein Moment, eine Inflexion einer Reflexion in kon-
stanter Umgestaltung handelt. Das Einschneidende der Formeln hin-
dert nicht, daß ihr genauer theoretischer Wert relativ ist zum Moment
ihres Aussagens.

FRANÇOIS ANSERMET — Denken Sie nicht, daß dieses Werk sich von
seinem Objekt und von den durch es eröffneten Perspektiven ent-
fernen könnte durch das Auftauchen eines Lesers, der sich als Eigen-
tümer eines gesetzgeberischen Wissens einrichtete zum Schaden eben
des Diskurses der Analyse, der ihm seine Spannung gegeben hat?

JACQUES-ALAIN MILLER — Die Lehre Lacans wird unter unseren Augen
zum Werk. 1964 habe ich zu meiner Überraschung festgestellt, daß die
Psychoanalytiker, die seine Schüler waren, ihn nicht gelesen haben
oder – seien wir gerecht – daß sie die Dimension der Lehre nicht
bemerkten in dem, was sie doch Woche für Woche aus der Nähe
verfolgten. Lacan selbst hat zehn Jahre später seinem Seminar ge-
sagt, daß es dieser Bürschchen von der École Normale bedurfte, damit
man gemerkt hat, daß das, was er tat, eine Lehre war.

Sie waren halt in der Position, es bemerken zu können, da sie
von dieser ENS waren – eben in dieser Dimension vorzuinterpre-
tieren, was er tat. Heute bestreitet das niemand mehr. Wir nehmen teil
an einer neuerlichen Metamorphose, der Metamorphose dieser Lehre
zum Werk.

Jeden Tag sehe ich junge Leute kommen, die Lacan nie gesehen haben und sich dennoch erfaßt, gefangen genommen sehen von dem, was sie an den Schriftzeichen haben. Das ist eben die Bewegung des Lebens, wenn ich so sagen kann, diese Mortifizierung. Noch ist es so, daß die Universitätsmenschen in respektvoller Distanz gehalten werden durch das Werk Lacans; in der Zukunft wird aber dieses Werk nicht weniger Universitätsmenschen ernähren wie das von Joyce. Man kann sich dagegen nicht wappnen. Lacan hat sein Seminar ja immer unter dem Wetterdach der Universität gehalten. Wenn er es begonnen hat bei sich zuhause in seinem Wohnzimmer, rue de Lille 3, auf Verlangen seiner Analysanten und auf Verlangen der Gruppe der Ausbildungskandidaten der Société française de Psychanalyse, so hat er es doch zwei Jahre darauf in Sainte-Anne fortgeführt, dann an der École Normale, dann an der Rechtsfakultät – man müßte blind sein, wollte man nicht bemerken, daß es für Lacan von essentieller Bedeutung war, von der Universität aufgenommen zu werden. Die höchste Funktion der Universität ist eben im Bewahren und Erhalten dessen, was ausgesprochen ist in dem, was sie als Autor begreift. Das bedeutet nicht, was mich angeht, daß ich in diesem Punkt willfährig wäre. Meine Anstrengung in dem, was ich selbst lehre, geht im Gegenteil dahin, den Schwung der Lehre Lacans, ihre Inzidenz auf eine noch immer lebendige Praxis, die Psychoanalyse, so gut es geht, zu bewahren und fort dauern zu lassen. Ich sehe indessen sehr wohl, daß rein universitäre Zugänge sich entfalten können. In dieser Hinsicht läßt sich die Wahrheit nicht in Sicherheit bringen. Man kann das Wissen in Sicherheit bringen, auch in den schwachsinnigsten Formen noch, aber man bringt nicht die Wahrheit in Sicherheit.

Bei der Edition der Seminare hätten die Lektionen Lacans einen ganzen kritischen Apparat gerechtfertigt: Referenzen, Zitate, Erläuterungen der Schwierigkeiten. Einer gemeinsamen Übereinkunft zwischen uns folgend wird das Seminar ohne jeden kritischen Apparat präsentiert, wie Bücher von heute, obwohl das Seminar zwanzig Jahre alt ist. Ich fahre auf diesem Weg fort und werde fortfahren, solange der Bezug zur Lehre Lacans lebendig ist, solange es Leute gibt, die ihren Weg in der analytischen Praxis – oder ganz einfach ihren Weg – suchen von seiner Lehre aus. Das hindert im übrigen nicht, daß eine Arbeit der Exegese, des Bezugnehmens sich voll entwickeln kann. Ich glaube, es hat dieselbe Kontroverse bei der Edition Heideggers gegeben. Heidegger wollte, daß die Edition seiner sämtlichen Werke auf die letzte Ausgabe eines jeden seiner Werke zurückgreift. Eine

Anzahl Universitätsmenschen hat sich gegen diesen Wunsch Heideggers gestellt, sie wünschten, daß die Edition mit Textvarianten angereichert würde. Ich glaube, daß Heideggers Testamentvollstrecker ihre Aufgabe getan haben, indem sie seinem Wunsch nachgekommen sind, daß seine Werke weiterhin *Wege* sein mögen, deren sich der Leser bedient, und nicht überfrachtet werden mit dem, was die universitäre Auslegung beibringt – und offenkundig verbietet das keineswegs, daß solche Auslegung und kritische Arbeit auf einem anderen Wege stattfinden. Was mich betrifft, so habe ich seit dem Seminar *Die Psychosen* an den guten Willen appelliert. Sicher ist, daß ich bei einer Arbeit dieses Ausmaßes nicht ausschließen kann, gelegentlich Fehler gemacht zu haben, und mit den besten Empfindungen von der Welt empfangen ich die, suche ich die zu bewegen, die sich für die, wie man sagen muß, undankbare Arbeit verwenden wollen, sie mir anzuzeigen. Ich habe es natürlich lieber, wenn man sie mir in lebenswürdiger Weise anzeigt, das ist aber nicht so wichtig. In dieser oder jener Absicht tun es einige in feindseliger Weise, es sind meine Mitarbeiter!

FRANÇOIS ANSERMET — Was für eine Beziehung läßt sich definieren zwischen der Schrift des Werks von Lacan, seiner Übermittlung und der psychoanalytischen Institution? Läuft die Institution, indem sie sich einrichtet über explizite Bezugnahmen, die sie begründen, nicht Gefahr, eben das zu entwickeln, was die Schrift durch ihre Mehrdeutigkeit vermeiden wollte? Wenn man überhaupt sich in solchen Begriffen ausdrücken kann, was ist der Platz des Werkes von Lacan im Verhältnis zur Lacanschen psychoanalytischen Institution?

JACQUES-ALAIN MILLER — Zunächst im Verhältnis zur nicht-Lacanschen psychoanalytischen Institution. Lacan hat sich ausschließlich auf seine Lehre verlassen als Hebel gegen die Kirche, die ihn exkommuniziert hat. Es ist jetzt an ihr, die Verwüstungen auszumessen, die die Serie der Seminare in ihrem *Imperium* produziert. Die Wirkungen sind so beweiskräftig, daß man, vor allem seit dem Tod Lacans, Versuche beobachten kann, die man wohl Versuche zur Wiederaneignung nennen kann. Während man sich gegen seine Konsequenzen bezüglich des analytischen Standards und bezüglich der Institution abdichtet, möchte man Lacan doch in die Liste der „großen Autoren“ der Psychoanalyse aufnehmen. Ich tue, wie ich sagen muß, mein Bestes, um das zu verhindern, das heißt um zur Geltung zu bringen,

daß diese Lehre nicht abzulösen ist von einer subjektiven Entscheidung, einer Wahl, die ihre Konsequenzen hat für analytische Praxis und Institution. Ich behaupte, daß man nicht behaupten kann, Lacan auf authentische Weise zu folgen, wenn man als Psychoanalytiker Modalitäten der Praxis und der Ausbildung akzeptiert, die mit seinem Denken strikt unvereinbar sind. Wenn die analytische Praxis eines Tages untergehen sollte, stellte sich das Problem in anderer Weise. Soweit sind wir aber noch nicht.

Ich meine, daß die Lehre Lacans niemandem gehört – wenn es tatsächlich die Lehre Lacans ist, ich meine, so wie er sie formuliert hat. Ich schließe damit die diversen Fälschungen aus, die im Umlauf sind. Diese Lehre ist nicht das Eigentum irgendeiner Gruppierung, ebensowenig der École de la Cause freudienne, der ich angehöre, wie jeder anderen Gruppe. Das Seminar Jacques Lacans ist immer ohne irgendwelches institutionelle Markenzeichen veröffentlicht worden. Das Seminar ist da, um seinen Platz zu finden in der analytischen Gemeinde und über sie hinaus. Ich weiß, daß um diese Seminare sich Arbeitsgruppen konstituieren, sich verdichten, Kartelle, wie Lacan es nannte, Vereinigungen von Leuten, die wissen möchten. Ich habe gesehen, wie in Lateinamerika sich um diese Texte allmählich ein Wirbel herausgebildet hat, der heute bewirkt, daß die Lacansche Orientierung die Internationale an Gewicht aufwiegt. Es ist für mich, für die Arbeit, die ich zu tun habe, natürlich eine Ermutigung, die Vitalität dieses Engagements zu sehen, zu welchem Lacan stets angeregt hat. Ist das eine Antwort auf Ihre Frage?

FRANÇOIS ANSERMET — Als ich einen Vergleich anstellte mit den ersten Texten Freuds über das Unbewußte, geschah das nicht, weil ich diese der Arbeit Lacans gleichstellen wollte, sondern deshalb, weil es Texte sind, die auf das Risiko ihres Objekts hin konstruiert sind mit einer sehr großen Nähe zu jenem anderen Schauplatz, der in der Analyse im Spiel ist.

JACQUES-ALAIN MILLER — Vollkommen einverstanden.

FRANÇOIS ANSERMET — Meine Frage wäre also: Schätzen Sie, daß dieses Risiko verschwinden kann, das heißt eine Reduktion des Werks stattfindet, wo dann die analytische Dimension ausgeschlossen wäre?

JACQUES-ALAIN MILLER — Ich bin davon überzeugt. Wir konstatieren,

daß Lacan seinen Fenichel noch nicht gefunden hat, weil seine Lehre einem solchen Versuch zutiefst zuwiderläuft. Aber was wird eines Tages sein?

FRANÇOIS ANSERMET — Genau da könnte ich meine Frage nach der Institution wieder aufnehmen: Gibt es besondere, ja ethische Bedingungen, um eine solche Reduktion zu umgehen?

JACQUES-ALAIN MILLER — Im Augenblick haben wir nicht viele Institutionen. Lacan hat die Institution abgeworfen, die er geworfen hatte! Im Vergleich zu dem Monstrum, das die École freudienne de Paris war, ist die École de la Cause freudienne von weit vernünftigerem Zuschnitt, und sie hat sicher nicht die verrückten Ansprüche, wie sie die andere hatte, nämlich Verwahrer der Lehre Lacans zu sein. Sie hat den Vorzug, das Privileg, von Lacan präsiert worden zu sein bis zu seinem Tod, aber sie kann den Kopf nicht so hoch tragen, zu denken, sie könnte seine Lehre als ihr Eigentum in Anspruch nehmen. Sie muß sich in ihrer Arbeit beweisen. Und an dieser Arbeit, wie ich sie beobachte als Mitglied des Conseil statutaire und an ihr teilnehme als Mitglied, sehe ich nichts, was von einer solchen Eingenommenheit zeugte. Reden wir nicht von den verschiedenen aus der Auflösung hervorgegangenen Gruppen, etwa zehn, von unterschiedlicher Größe, so verstrickt in ihren Groll, daß sie ernstlich keine Rolle spielen in der Debatte, die zählt. Man kann sagen, daß die Initiative Lacans sicher den institutionellen Himmel klargemacht hat – die gewitterträchtigen Wolken sind auseinandergestoben zu seinen Lebzeiten und er hat uns, was die Institution angeht, einen eher blauen Himmel hinterlassen.

Ich unterscheide also meine Arbeit an der Redaktion des Seminars durchaus von der institutionellen Arbeit, die ich auf anderem Wege verfolge – sicher verfolge ich eine – und die die Absicht hat, ein über die Sprachen reichendes internationales Netz herzustellen unter denen, die sich auf die Lehre Lacans beziehen und Konsequenzen daraus ziehen wollen für die Praxis der Psychoanalyse. Ich denke, das ist notwendig, um gegen die Internationale ins Gewicht zu fallen. Lacan hat 1978 am Ende eines Kongresses, den er zum Thema Übermittlung der Psychoanalyse in Paris versammelt hatte, sagen können, daß die Anwesenden die Internationale an Wichtigkeit aufwiegen würden. Ich möchte, daß das nach seinem Tod weiterhin wahr bleibt. Das ist schwierig, aus vielen Gründen, denn das Bindemittel der Inter-

nationalen ist eben ein Standard von Praxis und Ausbildung. Die Lektion Lacans ist im Gegenteil der Nicht-Standard in diesen Dingen. Das führt natürlich nicht unbedingt zu einem Zusammenhalt: Es gibt im Gegenteil einen Hang zur kleinen Differenz und zum inter-lacanianischen Sektierertum, wenn ich so sagen kann. Nun, man muß damit leben – und ich spreche daher von **Netz** und nicht von internationaler Vereinigung. Wie, wenn man den Lacanschen Nicht-Standard respektiert, ist ein Raum der Übermittlung zu schaffen? Das ist das Problem, dem ich mich seit 1980 stelle, mit ermutigenden Resultaten, wie ich sagen muß. Dafür ist die Lehre Lacans das wesentliche Bindemittel. Aber nochmal, ich unterscheide diese institutionelle Arbeit, die sich auf die Lehre stützt, von der Arbeit an der Redaktion und, ich würde sagen, am Schutz dieser Lehre, die weit darüberhinausgeht und deren Wirkungen unvorhersehbar sind.

Lacan sagt es in seinem Nachwort zum *Seminar XI* – er hat sich davon überzeugen lassen, daß die Veröffentlichung ermöglicht, den analytischen Diskurs konsistenter zu machen. Es ist die Institution, letzten Endes – es ist der analytische Diskurs, das heißt die Struktur, was die Erfahrung stützt. Man muß von ihr sprechen, damit sie existiert, man muß sie konstruieren, verifizieren, aufzeigen. Das Seminar ist wesentlich für die Institution des Diskurses, in bezug auf welchen die Institutionen im Sinne von Gruppierungen abgeleitet sind. Was die Übermittlung betrifft, stellt man in der Tat fest, daß in der Psychoanalyse die Zahl der Schöpfer nicht groß ist – nach Freud kann dieser Titel Melanie Klein zuerkannt werden und natürlich Lacan. Lacan, indem er die Fundamente der Psychoanalyse, die wissenschaftlichen Bezugnahmen Freuds – nicht mehr die Biologie, aber die Linguistik, die Logik, die Topologie – reaktualisierte, ermöglicht, daß die Leute sich weiterhin auf das Abenteuer einer Psychoanalyse einlassen können, sich in dieses Dispositiv begeben, das sonst ein totes Dispositiv bliebe. Und er ermöglicht es offensichtlich in Frankreich, wo ein lebhaftes Interesse für die Psychoanalyse und ihre Tiefe festzustellen ist – es ist darüberhinaus festzustellen in allen Ländern romanischer Sprache. Dagegen ist festzustellen, daß dort, wo diese Lehre keine Aufnahme gefunden hat, in den Vereinigten Staaten zum Beispiel, nach einer Modewelle nach dem Krieg das Interesse an der Psychoanalyse nachläßt. Wenn die Deutung vorausbestimmt ist durch Normen, die immer nach den gesellschaftlichen Idealen definiert werden, verliert sie ihre Kraft und es zerfällt das *sujet supposé savoir*, das wesentlich ist für das Funktionieren der Erfahrung. Eben dies ge-

schiebt dort, wo die **Lehre** Lacans nicht zum **Tragen** gekommen ist. **Indes**, diese **Lehre** wird uns nicht immer **tragen**, man muß ihre **Wahrheit** am **Leben** erhalten, **wecken**, **erneuern** – das ist die **Aufgabe** unserer **Generation**. **Mag** ein anderer **Lacan** kommen, jemand, der ihn ablöst auf demselben **Niveau** der **Authentizität**, **mag** ein **solcher** sich zeigen, und wir werden sehen, wie seine **Aufnahme** sein wird. **Wahrscheinlich** wird er wie **Lacan** **angespuckt** und **beschimpft** werden. In jedem **Fall** läßt sich das nicht **mimen**.

FRANÇOIS ANSERMET — Für die, die **Jacques Lacan** nicht direkt **gekannt**, die nicht mit ihm gearbeitet haben, die nicht in seinen **Seminaren** waren und auch nicht einer **Lacanschen psychoanalytischen Schule** angehören, stellt sich die **Kenntnis** des **Werks** von **Jacques Lacan** her durch die **Lektüre** der **Schriften** und der **Seminare**. Die **Übermittlung** seines **Denkens** und seiner **Arbeit** vollzieht sich dann im **Mittel** des **Textes**, durch die **Arbeit** der **Lektüre**. Wir möchten nach dieser **Stellung** des **Lesers** fragen. Die **Kenntnis** des **Werks** geht jetzt über eine **Lektürearbeit**. Über die **Lektüre** stellt sich die **Frage** nach der **Übertragung** auf **Lacan**, wie sich die **Frage** der **Übertragung** auf **Freud** über sein **Werk** stellt, in dem eben, was man als **Leseübertragung** bezeichnen kann. Was ist über diese **Stellung** des **Lesers** zu **sagen**? Welchen **Platz** meinen Sie, durch den sich ja der **Text** des **Werkes** von **Lacan** herstellt, einzunehmen im **Verhältnis** zu dieser **besonderen Übertragung**?

JACQUES-ALAIN MILLER — **Lacan** sagte es, indem er seinen **Tod** **ansprach** – er wäre endlich **Anderer**. Es ist dies eine **Metamorphose**, die sich vor unseren **Augen** vollzieht. Man kann **darüber bestürzt** sein, **nostalgisch** werden, es kann einen **schmerzen**, eine **Gelegenheit** des **Schmerzes** sein für die, die ihm **nahe** waren. Doch es ist eine **Tatsache** – er ist **Anderer** endlich. Es ist für mich, Sie werden das **verstehen**, eine **Anstrengung**, auf Ihre **Frage** zu **antworten** und mir die **Position** derer **vorzustellen**, die **Lacan** nicht **gekannt** haben, sich ihm **nähern** als dem **Autor** eines **Werks**. Jedoch nach allem, ich **kann** mir **sagen**, daß das bei mir auch der **Fall** war. Als ich **anfang**, **während** der drei **Monate**, die ich Ihnen **beschrieben** habe, **kannte** ich **Lacan** auch nicht **anders**. Ich **kann** mir diese **Position** sehr **gut vorstellen**, in der ich mich selbst **befunden** habe – und ich **kann bezeugen**, daß man sich **durchaus zurechtfinden** kann, wenn man **ausschließlich** vom **Text** ausgeht.

Zum anderen, ein ganzer Teil der **Psychoanalyse** läßt sich offenkundig nicht übermitteln auf dem Weg **des Mathems**, die Übermittlung geht hier auf dem Weg der Erfahrung, des Hörens und durch das Beispiel – wäre es nicht so, dann wäre nicht zu **sehen**, warum man Kontrollanalysen machen sollte. Und darin ist der Kontakt **mit** Lacan als Beispiel, ja als Paradigma **unersetzlich**. In den **spanisch-sprechenden Ländern** hat es seit 1972 ein sehr großes Interesse für Lacan gegeben, Gruppen haben sich gebildet unter **Bezug** auf diese Lehre, aber ohne Kontakt auf der Ebene der Praxis – weder **Analyse**, noch Kontrollanalyse. Sicher ist, daß man dort **große Schwierigkeiten** hat, die Lehre in die analytische Praxis einfließen zu lassen. Aber gegenwärtig gibt es eine Korrektur, dank des Netzes eben, das sich herausbildet. Es genügt nicht sich zu sagen: „Wir werden eben die Sitzungen kürzer machen“. Damit ist man noch nicht **Lacanianer**. Es ist kein Zufall, daß Lacan diesbezügliche Exposés nicht in großer Zahl produziert hat – es war **eben** seine Praxis, die Praxis nach seinem Maß, die, die er geschmiedet hat Jahr um Jahr und die auch nach dem Maß der Übertragung war, die er selbst hervorbrachte. So etwas ist nicht in der Verfügung des ersten Besten. Außerdem hat er daraus nie Stoff zur Propaganda gemacht, obwohl er sich permanent über seine Praxis erklärt hat.

Drittens könnte ich sagen – warum nicht? –, daß, in einem bestimmten Sinn, Lacan nicht gekannt zu haben, ein Vorteil sein kann. Bemerken wir, daß Lacan nie Freud begegnet ist. Er hätte es können. Hätte er nicht, wenn er es gewollt hätte, eine Reise nach Wien tun können, in den zwanziger, dreißiger Jahren? Ich habe ihn einmal gefragt, warum er Freud nicht getroffen habe in Paris bei seiner Durchreise auf dem Weg nach London, und er hat mir zur Antwort gegeben, daß Freud bei der Prinzessin Bonaparte gewohnt und er ihr gegenüber nicht seine Aufwartung habe machen wollen, was in diesem Fall unerlässlich gewesen wäre! Nun, einen großen Mann gekannt zu haben, sein Vertrauen besessen zu haben, seinem **Gedächtnis** treu zu sein, das könnte ein Handikap sein, den blinden Punkt, das Ungedachte seiner Lehre wahrzunehmen, und vielleicht werden die Bemerkungen, die das meiste Neue bringen werden, von einem Punkt aus erfolgen, der weiter entfernt ist als der meine – ich schließe das nicht aus.

Was die Übertragung auf Lacan betrifft, glaube ich, daß sie durchaus möglich ist auf der Basis der Lektüre. Der Definition **Lacans** zufolge hat die Übertragung eine Struktur, deren Angelpunkt genau

das Wissen ist. Man kann also durchaus eine „Übertragung auf Lacan“ haben, wie Sie sagen, ausgehend vom Wissen, wie es deponiert ist und die Form des Werks annimmt. Zudem ist dieses Werk so gestaltet, daß das Wissen in ihm die Dimension der Unterstellung bewahrt. Lacan unterläuft da die Position des Autors als eines, der weiß, was er **sagt**, in einer Weise, daß diese Dimension der Unterstellung fortbesteht und es am Ort der Wahrheit – weil Bezug ist auf seinen Diskurs – **genau** dieses unterstellte Wissen geben kann und eben nicht den mit sich selbst identischen Autor. Ich bemühe mich, wie ich Ihnen sagte, dem Rechnung zu tragen, indem ich seine Zitierrungen nicht als ebensoviele Herrensignifikanten konstituiere. Ich behandle **das Wissen** Lacans als unterstelltes Wissen, das heißt voll Rechnung tragend der Teilung des Subjekts. Die Übertragung auf Lacan erscheint mir also durchaus begreifbar von dem aus, was Sie „Lektüreübertragung“ nennen.

Ich kann ein Wort zu meiner Position sagen. Ich könnte zunächst sagen, daß sie einfach ist. Sie ist es von dem Moment aus, wo ich fortfahre, où je persévère – um das Verb zu verwenden, das Lacan hat klingen lassen – in dem Lauf, den ich zu Lebzeiten Lacans genommen habe. **Also**, zuerst – es ist einfach. In zweiter Hinsicht ist es, natürlich, sehr schwierig. Der Tod Lacans hat einen Epochenwechsel markiert, und dieselbe Person, die im April 1973, als das *Seminar XI* erschien, geschrieben hat: „der stenographierte Text mußte transkribiert, wiedertranskribiert werden, diese Arbeit ist zur Vollkommenheit durch Jacques-Alain Miller getan worden“, beschimpft mich heute für eben diese Arbeit. Lacan hatte mich, es ist nicht so lange her, in einem Seminar „seinen getreuen Achates“ genannt – **Sie kennen** den Vers von Vergil. Es ist auch eine schwierige Position, aus folgendem Grund: Wie diese Funktion als Redakteur und als Hüter des Werks, die mir Lacan auf die legalste Weise, ich will **sagen** vor dem Notar, übertragen hat, mit der Mission verbinden, die **Wahrheit** seiner Lehre fortzutragen und lebendig zu erhalten? **Das** ist eine Frage, die ich mir jedesmal, wenn ich selbst lehre, stellen muß.

Ich könnte hinzufügen – was alles einfacher macht, ist, daß ich eben **tue**, was ich zu tun habe. Dadurch daß ich Psychoanalyse praktiziere, kann ich verifizieren, wie **operativ** Lacans Lehre stets ist. Bin ich **Konservator** seines Museums? Der **Druck** der Erfahrung und gelegentlich auch der **Dringlichkeiten**, die die Erfahrung mit sich bringt, führt mich, hätte ich die Neigung, mich zu entfernen, stets auf das Lebendige der Lehre zurück. Da ich andererseits fortfahre, Kurse zu halten –

was ich bereits tat, bevor ich die Psychoanalyse praktizierte -, kann ich mich nicht aufs Schweigen verlegen.

Ich habe in diesem Kurs die Auffassung verteidigt, daß dem, was Lacan *nicht nachgeben in seinem Begehren* nennt, nichts näher kommt, als seine Pflicht zu tun. Das ist, was mir als Rampe dient in dieser ganzen Angelegenheit und in dem Aufruhr, der die letzten Jahre von Lacan begleitete: Ich gebe nicht nach in meinem Begehren.

Übersetzt von Norbert Haas



GESTALT UND STRUKTUR ZUR BEDEUTUNG VON KURT GOLDSTEIN FÜR DIE PSYCHOANALYSE

Peter Warsitz

1. Vorbemerkung: Kurt Goldstein verdrängt oder vergessen?

Kurt Goldstein war kein Psychoanalytiker – gewiß. Gleichwohl verdanken wir ihm Fragestellungen, klinische Erfahrungen und ungewöhnlich umfangreiche Kasuistiken, die im Grenzgebiet von Neurologie und Psychopathologie ein Feld der Forschung aufspannen, das den Psychoanalytiker hierzulande interessieren müßte, folgte dieser überhaupt noch den Spuren, die Sigmund Freud vorsichtig und durchaus auch bewußt verbergend in seinen wissenschaftlichen Diskurs einprägte.

Kurt Goldstein ist vergessen und verdrängt zugleich; gegebenenfalls erinnert man sich seiner aus redlichen und aus zweifelhaften Motiven: Berliner Mediziner und Historiker erinnern sich seiner als eines jüdischen Arztes am Krankenhaus **Moabit** in Berlin, mit dessen erzwungener Emigration auch dessen Denkipulse verloren gingen (vgl. Kütemeier und Schultz 1984). In der Psychiatrie der Heidelberger Schule der 3. Generation erinnert man sich seiner bei der Erforschung der Struktur der schizophrenen Sprache, aber es bleibt zu fragen (vgl. unten), ob das Motiv solcher Erinnerungen nicht ein erneuter Versuch ist, der Psychoanalyse aus dem Weg zu gehen (vgl. Holm-Hadulla 1982).

Verdrängt und vergessen, gegebenenfalls zaghaft in die Erinnerung zurückdrängend? Wenn das Denken eines jüdischen Arztes, der der Psychoanalyse **zweifelsohne** nicht nur wohlwollend gegenüberstand, wissenschaftshistorisch solchermaßen nach der Struktur eines neurotischen Symptoms untersucht werden soll, **so ist primär Vorsicht** geboten; und doch: **Was an Verpönten** könnte dieses Denken **beinhalten**, daß es verdrängt werden mußte, über die vielerorts für eine Verdrängung **bereits** ausreichende **Tatsache** hinaus, daß es das Denken

eines Juden war. Daß Kurt Goldstein kein Psychoanalytiker war, daß er einer weiteren Öffentlichkeit vornehmlich durch seinen gestalt-psychologischen Ansatz in der Neurologie bekannt wurde, daß er, wie zu zeigen sein wird, nicht müde wurde, die innere Einheitlichkeit und Zentriertheit des menschlichen Organismus über alle pathologischen Störungen hinweg nachzuweisen – dies alles bräuchte sich hierzulande keineswegs zu verstecken, es entspräche vielmehr einem mainstream psychologischer Forschung, einem parmenideischen Denimpuls gleichsam, demzufolge Wissenschaft nur einen einzigen Zweck haben kann, über die Dichotomien und Widersprüche der konkreten klinischen und wissenschaftlichen Erfahrungen hinaus die Einheitlichkeit des menschlichen Organismus zu betonen und deren innere Harmonie zum praktischen Leitfaden aller Psychotherapie werden zu lassen. Unter diesem Aspekt also kein Grund zur Verdrängung!

Vielleicht harrt Kurt Goldsteins ja noch eine schon nicht mehr geglaubte Renaissance einer psychosomatischen Neurologie, wie Mechthild Kütemeier und Ulrich Schultz in ihrer Replik auf Kurt Goldstein (1984) annehmen. Die Nähe zum Denken Viktor von Weizsäckers ist doch frappierend, wenngleich auch zwischen diesen beiden Forschern kein ausführlicher Diskurs zustandegekommen ist (vgl. von Weizsäcker 1955, S. 59). Nicht diese Fragen jedoch werden der Schwerpunkt unserer Überlegungen sein, sondern die Wirkungsgeschichte des Denkens Kurt Goldsteins auf den Umwegen über die Phänomenologie in Frankreich zur strukturalistischen Psychoanalyse. In Frankreich fielen Kurt Goldsteins Arbeiten von den ganz frühen über die Aphasien und über die Halluzinationen (1912 und 1926), mehr noch diejenigen mit Adhemar Gelb zusammen veröffentlichten „Psychologischen Analysen hirnpathologischer Fälle“ (1920) bis zu den in der Emigration veröffentlichten Monographien „Der Aufbau des Organismus“ (1934) sowie „Human Nature in the Light of Psychopathology“ (1940) und schließlich die letzten Arbeiten über die Struktur der schizophrenen Sprache (1948) auf einen Horizont des kritischen Interesses, der hierzulande gar nicht aufgespannt erschien. Offensichtlich sind in Deutschland bereits viel früher, nämlich nach den ersten verpaßten Auseinandersetzungen zwischen Psychopathologie und Psychoanalyse die Fragestellungen zunächst verstellt und dann vergessen worden, in denen auch das Goldsteinsche Denken sich bewegt. Von diesem unterbrochenen und vergessenen Diskurs zwischen Psychopathologie und Psychoanalyse sollen unsere Überle-

gungen daher ausgehen (Kapitel 2), diesen auf Kurt Goldsteins Lösung einer gestaltpsychologischen Lehre des Organismus beziehen (Kapitel 3), sodann die intensive kritische Auseinandersetzung um den Gestaltismus in Frankreich kurz zu streifen (Kapitel 4), um schließlich in den letzten beiden Kapiteln (5 und 6) über die Schwierigkeiten der Goldsteinschen Überlegungen zur schizophrenen Sprache und deren Überwindung durch eine durch die Gestaltpsychologie hindurchgegangene Auffassung von der Struktur des Unbewußten, wie es die Lacansche Psychoanalyse vorschlägt, zu schließen.

2. *Freuds Schwanken zwischen Psychophysik und Psychologie*

Sigmund Freud wollte es seinen Biographen bekanntermaßen nicht allzuleicht machen; daher versteckte er bewußt so manchen Aspekt seiner Motive, vernichtete er Manuskripte, führte er die epigonalen Spurensucher auf Irrwege, wie es bei Karl May die „stakemen“ im Llano estacado taten. Seine Hagiographen haben ihm diesen Gefallen auch willfährig getan. Am Zustand der gesammelten Werke von Sigmund Freud läßt sich ablesen, in welchem Feld der epistemologischen und methodologischen Verwirrung sich noch knapp 50 Jahre nach Freuds Tod bewegt, wer den Schleier der Lethe über Freuds Denkweg ein wenig zu lüften sich bemüht. Viele wichtige Schriften der Frühphase sind von Freud selber vernichtet oder werden von den Herausgebern der gesammelten Werke zurückgehalten. Gerade in der Frühphase der Freudschen Werke könnten wir wohl wertvolle Hinweise finden, die das Problem des Wandels vom Neuropathologen zum klinischen Neurologen und Psychiater und von dort zum Psychoanalytiker Freud ein wenig klären könnten. Ein kleiner Widerspruch soll uns als Einstieg in die Auseinandersetzung mit Kurt Goldstein dienen:

1886 hielt Freud vor der Wiener Gesellschaft der Ärzte seinen berühmten Vortrag „Über männliche Hysterie“. Darin stellte er bezüglich der traumatischen Hysterie nach Eisenbahnunfällen die gewagte These auf, daß hysterische Lähmungen möglich seien unabhängig von der neurologischen Innervationsverteilung der betroffenen Organe und sich einzig nach den Vorstellungen der betroffenen Hysteriker selbst richteten,

„puisque l'hystérie se comporte dans les paralysies et autres manifestations comme si l'anatomie n'existait pas ou si elle n'en avait nulle connaissance“. (Freud 1893, GW I, S. 50/1)

Wie immer diese frühe Freudsche Theorie der *ideogenen Genese der Hysterie*, also der Verursachung hysterischer Lähmungen durch die Vorstellungen der betroffenen Patienten, zu beurteilen sein mag (vgl. dazu Warsitz 1985):

Es scheint sicher, daß Freud hier ein klinisches und epistemologisches Problem der Hysterie von dem postcommotionellen Syndrom nicht genügend klar geschieden hatte und der Wiener Ärzteschaft zugleich eine mangelnde Kenntnis der modernen, in Frankreich von Charcot und anderen vertretenen Theorien über die Hysterie unterstellt hatte. Gerade der erstere Punkt jedenfalls machte es Freud in der Folge sehr schwer, später noch seine Thesen von der Form der Umsetzung traumatischer Erlebnisse in neurologisch objektivierbare Symptome in Wien populär zu machen. Wie es scheint, ist ein Ergebnis dieses festgefahrenen epistemologischen Streits die Studie Freuds von 1891: Zur Auffassung der Aphasien. In dieser Studie bekennt sich Freud nicht mehr zu dem naiven Konzept einer ideogenen Genese in dem Sinne, daß eine autonome *res cogitans*, die Vorstellung des Hysterikers, auf eine genau lokalisierbare *res extensa*, einen Ort auf der Projektionskarte peripherer Organsysteme in der Großhirnrinde, kausal einwirke. Das ganze epistemologische Modell hat sich damit geändert; Freud spricht nicht mehr von einer Projektion der Peripherie in der Großhirnrinde, sondern von einer Repräsentation im Sinne einer „minderdetaillierten Sonderung durch ausgewählte Fasern“ (a.a.O. S. 52). Diese Vorstellung erzwingt das Modell eines psychophysischen Parallelismus:

„Die Kette der physiologischen Vorgänge im Nervensystem steht ja wahrscheinlich nicht im Verhältnis der Kausalität zu den psychischen Vorgängen. Die physiologischen Vorgänge hören nicht auf, sobald die psychischen begonnen haben, vielmehr geht die physiologische Kette weiter, nur daß jedem Glied derselben (oder einzelnen Gliedern) von einem gewissen Moment an ein psychisches Phänomen entspricht. Das Psychische ist somit ein Parallelvorgang des Physiologischen („a dependant concomitant“). (a.a.O. S. 56 f.)

An dieser Vorstellung eines psychophysischen Parallelismus hielt Freud sein Leben lang fest, wenngleich er solche erkenntniskritischen Äußerungen in seinem späteren Werk eher versteckte. In einem Text aus dem Nachlaß wird deutlich, daß der späte Freud bis zum Schluß an einer modifizierten Fassung des psychophysischen Parallelismus festhielt, an einem funktionellen Parallelismus, der die Konzeption des Unbewußten in sich aufgenommen hat:

„Wir halten jetzt die Frage nach dem Verhältnis des Bewußten zum Psychischen für erledigt: Das Bewußtsein ist nur eine – überdies inkonstante – Qualität (Eigen-

schaft) des Psychischen. Wir haben uns noch gegen eine Einwendung zu verwahren, die uns sagt, es sei ungeachtet der erwähnten Tatsachen nicht notwendig, die Identität des Bewußten mit dem Psychischen aufzugeben. Die sogenannten unbewußten psychischen Vorgänge seien eben die längst zugestandenen organischen Parallelvorgänge des Seelischen.“ (Freud 1938, GW 17, S. 146)

Solche Ausführungen Freuds finden sich eher an versteckten Stellen. Offensichtlich hielt Freud dieses Grenzgebiet der Psychoanalyse, die Psychophysik nach den traumatischen Erfahrungen von 1886 zeitlebens für ein heikles Gebiet psychoanalytischer Forschung. Freud, der bekanntlich nicht viel von außerehelichen Liebesverhältnissen hielt, verglich in einem Brief an Viktor von Weizsäcker das Gebiet der Psychophysiologie mit einer solchen Affäre zum Schaden der kulinarischen Genüsse:

„Aber gerade solche Kranke zeichnen sich häufig durch ihre Fähigkeit zur psychischen Selbstwahrnehmung und zum Ausdruck in der ‘Organsprache’ aus, sind also besonders lehrreich. Die Aufklärung der Funktionsstörung, ... deckt sich vollkommen mit der analytischen Theorie, die ich einmal in der banalen Gleichstellung zu erläutern versucht habe, es sei so, als ob der Herr des Hauses ein Liebesverhältnis mit der Köchin angesponnen habe, gewiß nicht zum Vorteil der Küche. Sie zeigen uns dann den feineren Mechanismus der Störung auf, indem sie auf entgegengesetzte Innervationen hinweisen, die einander aufheben oder beirren müssen. Von solchen Untersuchungen mußte ich die Analytiker aus erzieherischen Gründen fernhalten, denn Innervationen, Gefäßerweiterungen, Nervenbahnen wären zu gefährliche Versuchungen für sie gewesen, sie hatten zu lernen, sich auf psychologische Denkweisen zu beschränken“. (zitiert nach v. Weizsäcker 1955, S. 125)

Mit einiger Vereinfachung können wir den epistemologischen Denkweg Sigmund Freuds nun so charakterisieren: Ausgehend von einem cartesischen Dualismus mit dem Primat der geistigen Substanz („Ideogene Genese“ von Körpersymptomen im Fall der Hysterie) ging Freud über zur Konzeption eines psychophysischen Parallelismus, welcher direkte kausale Zuordnungen zwischen den Bereichen des Körperlichen und des seelisch-Geistigen verbot. Diese Vorstellung eines ontologischen und methodologischen Dualismus fügte sich durchaus in die epistemologischen Konzeptionen der Jahrhundertwende und des frühen 20. Jahrhunderts, in denen die Vorstellung einer Dualität von Erkenntnisweisen ebenso wie von Gegenständlichkeiten vorherrschend wurde etwa in dem Sinne von Karl Jaspers, der die erklärenden Methoden von den verstehenden Methoden durch eine methodologische Disjunktion von Erklären und Verstehen voneinander abtrennte und diese methodologische Disjunktion als unüberbrückbare erkenntnistheoretische Prämisse insbesondere gegenüber der Psychoanalyse, der Gestaltpsychologie und der psychosomatischen Medizin aufrecht erhielt, denen er naive monistische Vorstel-

lungen vorwarf (vgl. Warsitz 1985).

Sigmund Freud hat nun später diese Auffassung des psychophysischen Parallelismus modifiziert durch die Einführung seiner Konzeption des Unbewußten, ohne damit die Vorstellung vom physischen Parallelvorgang sämtlicher psychischer Ereignisse in Frage stellen zu wollen. Wie gezeigt, hat er die Frage der Umsetzung physischer Ereignisse in psychische Erlebnisse und umgekehrt psychischer Erlebnisse in physische Ereignisse stets mit sehr großer Vorsicht behandelt und allzu vorschnellen Vermittlungsversuchen etwa im Bereich der psychosomatischen Medizin große Skepsis entgegen gebracht.

Eine ganz ähnliche Entwicklung der epistemologischen Grundannahmen läßt sich bei Kurt Goldstein nachzeichnen: In seiner frühen Schrift über die Halluzinationen (Goldstein 1912, S. 14 f.) bekennt er sich zum psychophysischen Parallelismus und interpretiert diesen zunächst ebenfalls in einer substantialistischen Auffassung eines Dualismus von Geistigem und Körperlichem. Da Goldstein von Anfang an an der Frage der Lokalisation von Wahrnehmungen und psychischen Erlebnissen im Gehirn interessiert ist und sich dabei zunehmend seine Kritik an den „hirnmythologischen“ Lokalisationslehren der Tradition herauskristallisierte, wurde auch ihm das simple Konzept des psychophysischen Parallelismus alsbald zu eng. Sein eigener Schritt der Überwindung dieses naiven Parallelismus bestand nun in der Herausarbeitung eines „funktionellen Parallelismus“.

Während Freud also die epistemologischen Schwierigkeiten seines frühen Ansatzes über die Ausarbeitung eines Konzeptes des Unbewußten und eine damit verbundene immer stärkere Betonung der psychologischen Grundprinzipien seines Denkens zu überwinden versuchte, was eingestandenermaßen mit der Preisgabe der psychophysiologischen Forschung erkaufte wurde, hielt Goldstein bis zum Schluß in einer, wie wir sehen werden, gestaltistischen Fassung des psychophysischen Parallelismus an jenem epistemologischen Programm fest.

3. Kurt Goldsteins gestaltpsychologische „Lösung“ des psychophysischen Problems

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die Entwicklung der klinischen Analysen und deren Interpretation nachzuzeichnen, die Kurt Goldstein in den Jahren zwischen 1914 und 1930 in Frankfurt entwickelte (dazu siehe Küttemeyer und Schultz 1983). Zu erwähnen bleibt nur,

daß Kurt Goldstein zusammen mit dem Gestaltpsychologen Adhemar Gelb, bei dem übrigens auch Max Horkheimer in dieser Zeit die Gestaltpsychologie kennenlernte, die berühmten „psychologischen Analysen hirnpathologischer Fälle“ (Leipzig 1920) entwickelte. Auf diese Analysen, die zum großen Teil an Gehirnverletzten des ersten Weltkrieges vorgenommen wurden, baute sich sein gesamtes späteres Denken auf; die sehr detailliert wiedergegebenen pathologischen Befunde brachten in der Tat den klassischen lokalisationstheoretischen Ansatz in der Neurologie und Neuropsychologie ins Wanken. Es darf aber nicht übersehen werden, daß es insbesondere *eine* bestimmte Kasuistik gewesen ist, die die Untersuchungen von Gelb und Goldstein in der Folge so bekannt machte: Der berühmte Fall Schneider, auf den zunächst von Gelb und Goldstein selbst (1920), später von mehreren Schülern (siehe Benary 1922 sowie Hochheimer 1932) wiederholt Bezug genommen wurde. Die Analyse des hirnorganischen Defekts dieses Kranken brachte Goldstein auf seine Unterscheidung der beiden Strukturen des Verhaltens, des abstrakten und des konkreten, die er später auch experimentell – psychologisch an hirnorganischen sowie an schizophrenen Patienten zu vertiefen suchte (vgl. Goldstein und Scheerer 1941). Die Symptomatik und die Analysen des Falls Schneider waren dann auch für Maurice Merleau-Ponty Anlaß für weitläufige Anknüpfungen an Kurt Goldstein ebenso wie für Jacques Lacan in seiner Kritik am Begriff des Unbewußten bei Henri Ey (dazu siehe unten).

Gelb und Goldstein lassen ihren Text mit einer lapidaren Geschichte beginnen:

„Fall 1: Hinterhauptverletzung mit Seelenblindheit, Schn., Musketier, 24 Jahre alt, Arbeiter verwundet am 04. Juni 1915 durch Minensplitter; sofort bewußtlos. 4 Tage lang in diesem Zustand.“ (1920, S. 9)

Die spätere Untersuchung fassen die Autoren später so zusammen:

„Die Lokalisation der Hauptschädigung läßt eine Schädigung der seitlichen und der medialen Partie des linken Hinterhauptlappens und evtl. auch des Kleinhirns vermuten. Als Ausdruck der ersteren sind die Störungen auf optischem Gebiete, als Ausdruck der letzteren die Kleinhirnstörungen aufzufassen, auf die wir hingewiesen haben. Wesentliche Ausfallserscheinung: Störungen auf dem Gebiet des optischen Wahrnehmens und Erkennens.“ (a.a.O. S. 11)

Gelb und Goldstein weisen darauf hin, daß der Patient nach klinischer Stabilisierung unauffällig in seinen Intelligenzleistungen sei, unauffällig in seiner „allgemeinen psychischen Erregbarkeit“, leicht ermüdbar, keine wesentliche Störung des Urteilsvermögens zeige, Herabsetzung der Merkfähigkeit lediglich für akustisch gebotene Zah-

len, keine Störungen der Wahrnehmung bis auf die Störung der optischen Auffassung, keine Anzeichen für eine Apraxie, keine Aphasie. Die optische Störung beschränkt sich auf eine bitemporale **Hemianopsie** bei beträchtlicher allgemeiner Einschränkung der Sehkraft.

Gleichwohl ist das Verteilungsmuster der verschiedenen Störungen, das sich erst im Laufe der folgenden Jahre durch häufige Nachuntersuchungen und genauere Defizitbeschreibungen herauschälte, gänzlich unerwartet im Verhältnis zur diagnostizierten organischen Störung (Läsion zu beiden Seiten der Fissura calcarina). Diese Läsion würde zwar eine optische Agnosie, also eine Seelenblindheit erklären, das heißt dem Kranken die bedeutungsmäßige Erfassung gesehener Gegenstände oder Ereignisse erschweren. In diesem Sinne haben Gelb und Goldstein auch zu anfang die Störung als „Gestaltblindheit“ interpretiert.

Später mußte diese Interpretation zugunsten einer sehr viel weitreichenderen revidiert werden; eine ganze Struktur von Verhaltensweisen, die primär nichts mit dem Sehen zu tun zu haben scheinen, war in gleicher Weise gestört. Am ehesten ließ sich dabei noch die *Alexie* verstehen: Der Patient war nicht in der Lage, geschriebene Wörter in ihrer Bedeutung zu erfassen, er konnte diese Auffassungsstörung jedoch ausgleichen, wenn er mit den Händen oder mit dem Kopf das motorische Bewegungsbild des Schreibens nachahmend wiederholte. Wie es schien, war das Erinnerungsbild der Wörter nicht als Abbild ihres Gegenstandes, sondern als *Schriftbild bezwinglich als motorisches Bewegungsbild* repräsentiert. Darüberhinaus fanden sich jedoch auch vielfältige weitere Anomalien: Von diesen seien hier nur genannt verschiedene Störungen des motorischen Verhaltens, die sich ableiten lassen aus einer Störung der allgemeinen Vorstellungsfähigkeit, sodaß lediglich, wie Merleau-Ponty sagt, die „Schlacke seines habituellen Tuns“ verfügbar bleibt, sämtliche gerichteten Handlungen, die eine Vorstellung des Handlungsziels voraussetzen, jedoch dem Kranken versagt bleiben. Auffallend ist auch eine Störung der Auffassung von Zahlen, später fällt auch eine grundlegende Störung der sexuellen Erlebnisfähigkeit auf: Der Patient ist zwar nicht impotent, ihm ist aber jede Spontanität sexuellen Verhaltens abhandengekommen; es scheint, als habe er die gesamte Wahrnehmung seines erotischen Innenraumes verloren, ebenso die Möglichkeit, durch äußere Wahrnehmungen zu sexuellen Wünschen angeregt zu werden.

Goldstein interpretiert nun dieses System von Verhaltensstörungen als einen Verlust der kategorialen Einstellung allgemein; der Patient

sei gleichsam zurückgefallen auf das System konkreter Verhaltensformen, die es ihm z. B. gestatten, in seinem Beruf die normal geforderten Handlungsschemata auszuführen, die es ihm aber **verunmöglichen**, irgendwelche eigenen Initiativen zu entwickeln. Der *konkretistische Handlungstypus* ermöglicht zum Beispiel ein rituelles Ausführen gewohnter Greifbewegungen, er beinhaltet nicht das intentionale Hinweisen und Zeigen, welches bereits zum abstrakten Verhalten gerechnet werden muß (vgl. Goldstein 1931).

Die Störung des kategorialen Verhaltens zugunsten des konkreten Verhaltens ist nun aber nicht auf eine bestimmte Lokalisation der Störung zurückzuführen. Vielmehr scheint es so, als sei diese Dichotomie zweier Verhaltensweisen bei Störungen jeglicher Wahrnehmungszentren möglich; Goldstein unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen einer *horizontalen* und einer *vertikalen Lokalisation* von Gehirnfunktionen; Jeder Wahrnehmungstyp, der auditive also ebenso wie der optische, ebenso wie der taktile oder der olfaktorische, weisen in diesem Sinne intern eine eigene Struktur von Hierarchien auf, ermöglichen eine jeweils zu unterscheidende Ebene *konkretistischen* und *abstrakten* Verhaltens. Insofern ist das Verteilungsmuster pathologischer Syndrome *nicht völlig unabhängig* von der Lokalisation der Schädigung. An welchem Ort die Läsion aber auch immer sitzen mag, sie wird zunächst das kategoriale Niveau des Verhaltens beeinträchtigen, erst dann auch die konkretistischen habituellen Handlungsschemata stören.

Goldstein geht sogar noch weiter und weist nach, daß die **Fähigkeit** zur Restitution von Funktionen des Verhaltens im Gehirn derart stark ausgeprägt ist, daß sogar *elementare Störungen des Sehens*, wie zum Beispiel der Verlust der Projektionsfläche der Fovea, der Stelle des schärfsten Sehens, durch nachträgliche Herausbildung einer vikariierenden neuen Projektionsfläche ein sogenanntes „*pseudofoveales Sehen*“ ermöglicht (Goldstein 1934, S. 36), keineswegs also ist es der Ort einer Läsion alleine, der eine bestimmte Funktion determiniert, es ist sogar umgekehrt möglich, daß eine bestimmte Funktion, wenn einmal eine Läsion ihr Funktionieren beeinträchtigt, die Handlungsgestalt dadurch rekonstituiert, daß sie sich ein neues **organisches** Substrat schafft. Goldstein interpretiert diese Befunde *gestaltpsychologisch*: Ein bestimmtes Verhalten ist vollständig nur zu beschreiben, wenn zu dem äußeren Erscheinungsbild, der Figur, sämtliche *Hintergrundsbedingungen* mit hinzugedacht werden, und wenn bedacht wird, daß die Gestalt die Neigung besitzt, ihre **Vollständigkeit** wieder

herzustellen, sobald an einer Stelle der Hintergrundbedingungen ihr Funktionieren beeinträchtigt wird.

Diese gestaltpsychologische Interpretation schließt eine sehr weitgehende zentristische Vorstellung des Funktionierens geistig-psychischer Systeme in sich. Die Entelechie der Gestalt fungiert gleichsam als ihr innerstes Bewegungsprinzip, das sich über alle äußeren Störungsreize hinweg durchzuhalten versucht. Entsprechend interpretiert Goldstein später auch sämtliche Formen pathologischer Abweichungen, seien es nun organische Läsionen oder psychosoziale Hindernisse, als ein Herausfallen aus dem *Zentrismus der Gestalt*. Krankheit ist immer nur als Gestaltzerfall definierbar, Therapie immer die Wiederaufrichtung, die Zentrierung der Gestalt, um ihr Telos. Diese Betonung eines einheitlichen Psychismus in der Lehre von der Gestalt verdeutlicht auch die häufige Betonung der Einheitlichkeit der Gestalt, welche allen Dichotomien, Widersprüchen und Spannungen noch vorgeordnet sei. In einem Kapitel seiner Monographie: *Der Aufbau des Organismus*, gibt Goldstein daher ein begeistertes Plädoyer des parmenideischen Grundimpulses seines Denkens (Goldstein 1934, S. 251 f.). Aus der Betonung der Ganzheitlichkeit des menschlichen Organismus und seiner Funktionsweise leitet er auch eine in späteren Jahren immer heftiger werdende Kritik der Psychoanalyse ab, der er mit der Freudschen Konzeption des Unbewußten einen Rückfall hinter die in der Gestaltpsychologie gewonnene Ganzheitstheorie zugunsten von dichotomen Denkmodellen, naturalistischen und physikalistischen Vorformen des gestaltistischen Denkens vorwirft (vgl. Goldstein 1943, S. 219 f., sowie 1949, S. 164 f.). Das Schlagwort vom „*Holistic approach*“ wird zum späten Markenzeichen seines Denkens ebenso wie die frühere Unterscheidung von „*abstractive and concrete behaviour*“. Mit diesen Kategorien, die zunehmend auch Qualität von Kampfsparolen annehmen, zentriert sich nun auch das Denken Goldsteins insgesamt. Hier hat er ein Unterscheidungskriterium gefunden für zustimmende und kritische Beurteilung heterogener Ansätze: alles, was dem „*Holistic approach*“ nahekommt, findet seine Unterstützung, alles, was ihm widerspricht, wie der Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse, findet seine Verurteilung.

Überhaupt scheint die Struktur der Begrifflichkeiten der Psychoanalyse und Goldsteins „*Holistic approach*“ oder, wie er es auch nennt, „*Organismic approach*“ inkompatibel. Betrachten wir die Kategorien der Psychoanalyse als durchweg in sich polar strukturiert, so findet

sich in Kurt Goldsteins Psychismus gerade eine abrupte Ablehnung aller dichotomen Kategorien. Begriffe wie Bewußtsein und Unbewußtes, Eros und Thanatos sind für Goldstein allenfalls als Stufen einer organischen Entwicklung, nie als nebeneinander bestehende Strebungen denkbar. In einem Beitrag für Silvano Arieti's „American Handbook of Psychiatry“ unter dem Titel: „The Organismic approach“ verdeutlicht Goldstein noch einmal diesen vereinheitlichenden, parmenideischen Zug seines ganzen Denkens. In diesem Artikel wendet er seine Betrachtungsweise speziell auch auf die Psychotherapie an, die er hier „Organismic Psychotherapy“ nennt. Angesichts der beschriebenen disjunktiven Tendenzen des psychoanalytischen Ansatzes im Gegensatz zum organismischen Ansatz Goldsteins scheinen gerade auf dem Feld der Psychotherapie keine Gemeinsamkeiten denkbar. Einführend schreibt Goldstein:

„The organism is considered an unit, and all behaviour – normal and pathological – is an expression of the different ways in which the organism functions in its totality. ... Any behaviour, normal and pathological, can be understood only if we consider it as an expression of the trend of the organism to realize all its capacities in harmony, in other words, its nature.“ (a.a.O. S. 722)

Ein solcher epistemologischer Ansatz scheint Verbindungen zu psychoanalytischen Therapietechniken auszuschließen. Gleichwohl fällt nun auf, daß Goldstein gerade in diesem Artikel seine „organismic Psychotherapy“ in enger Verbindung zur psychoanalytischen Psychotherapie, insbesondere der schizophrener Patienten, definiert; mag dies auch in der etwa bei Abraham, Federn, Ferenczi, Sullivan, Frieda Fromm-Reichmann und Ida Macalpine sich herauskristallisierenden modifizierten psychoanalytischen Technik einen naheliegenden Hintergrund finden, etwa in der Modifikation des psychoanalytischen Settings (Therapie nicht auf der Couch, Modifikation der freien Assoziation, nur in sehr geringem Maße zugelassene Regression innerhalb der Therapie), so könnte durchaus noch ein weiterer Aspekt für diese späte Nähe zur Psychoanalyse maßgeblich sein.

Wie noch zu zeigen sein wird, hat Goldstein in seinen späten Untersuchungen über die Schizophrenie im Vergleich zu organischen Hirnläsionen sich unter mühsamen Auseinandersetzungen doch einer Auffassung genähert, die jetzt weniger eine Isomorphie von hirnanorganischen Schädigungen und Schizophrenie und mehr eine Analogie im Sinne einer qualitativ verschiedenartigen Veränderung der Primärpersönlichkeit durch die jeweilige Entwicklung des Krankheitsprozesses annimmt; in seiner Auseinandersetzung mit Vigotzki, Kasanin und Hanfmann, der bis heute einzigen relevanten Kontroverse

um das Verhältnis von Sprache, Denken und Schizophrenie in der Psychopathologie, vollzog Goldstein jenen Auffassungswandel von der Isomorphie zur Analogie der Störungen beim organischen Psychosyndrom im Vergleich zur Schizophrenie (vgl. Goldstein 1944, Kasanin/ed. 1944). Im Rahmen dieser Diskussionen näherte er sich wieder einer dynamischen Interpretation der Schizophrenie, die eine eher pragmatische als doktrinär-theoretische Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Autoren nahelegte. Wie es scheint, hat er unter dem Druck der klinischen Erfahrungen erneut sein theoretisches System modifiziert und sich dabei in der Lage gezeigt, festgefahrene orthodoxe Positionen der Epistemologie zu relativieren.

Im folgenden soll nun deutlich werden, daß solche disjunktiven Verhältnisse etwa von Gestaltpsychologie und Psychoanalyse, von Holistic approach und dichotomen Denkstrukturen häufig durch eine theoretische Einstellung zementiert werden, welche die Offenheit für klinische Fragestellungen verstellt. Durch Nachspüren der Wirkungsgeschichte des Goldsteinschen Denkens in Frankreich, am Beispiel der Rezeption von Maurice Merleau-Ponty und Jacques Lacan, soll aufgezeigt werden, daß eine weniger doktrinäre Lesart des gestaltistischen Ansatzes auch zu weniger disjunktiven Resultaten führt als dies in unserem ersten Zugang erscheinen mußte.

4. Zwischen abstraktem und konkretem Verhalten:

Die leibliche Struktur der Wahrnehmung bei Maurice Merleau-Ponty
Es ist kaum möglich, den Einfluß der Arbeiten Kurt Goldsteins auf die Entwicklung der Phänomenologie und Philosophie von Maurice Merleau-Ponty zu überschätzen. Insbesondere in den Haupttexten: „Die Struktur des Verhaltens“ und: „Phänomenologie der Wahrnehmung“ sowie in dem auf deutsch erschienenen ersten Vorlesungsband (1973) nimmt Merleau-Ponty immer wieder ausführlich Bezug auf die Arbeiten Kurt Goldsteins; hier interpretiert er zum Beispiel auch über lange Passagen den Fall Schneider auf seine Weise. Der Übersetzer und wohl profundeste Kenner von Maurice Merleau-Ponty im deutschsprachigen Raum, Bernhard Waldenfels, würdigt die Bedeutung Kurt Goldsteins für Maurice Merleau-Ponty wie folgt:

„Aus der Reihe der *Wissenschaftler* hat gewiß Kurt Goldstein, neben Köhler und Kofka und über sie hinaus, zunächst den stärksten Einfluß ausgeübt. Dieser Pathologe, der mit dem Gestaltpsychologen Gelb zusammenarbeitete, bezog die Ergebnisse der Gestalttheorie in seine Studien an Hirnverletzten und in seine biologische Anthropologie mit ein, setzte aber dem untergrundigen Physikalismus der Berliner

Schule seinen Widerstand entgegen, dynamisierte den Gestalt- und Strukturbegriff, indem er die fortwährenden Gestaltungs- und Strukturierungsprozesse betonte, und er ist zugleich für Merleau-Pontys frühe Freudinterpretation mit verantwortlich“ (in: Merleau-Ponty 1973, S. VI).

Merleau-Ponty interessierte zunächst die Auffassung eines funktionellen Parallelismus von Psychischem und Physischem, den Goldstein expliziert hatte, da in dieser Konzeption die primitive Auffassung und die idealistische Interpretationen herausfordernde Begrifflichkeit des früheren simplen psychophysischen Parallelismus überwunden schien. Es sind die Funktionen und Strukturen des Verhaltens, deren Wirken sich ihr eigenes organisches Korrelat schaffen, und nicht umgekehrt sind es die organischen Strukturen, die aus sich heraus nach einem starren Schema die geistig-seelischen Funktionen produzieren. Der „Ort“ einer geistig-seelischen Funktion ist somit in äquivoker Bedeutung aufzufassen: An diesem einen Ort können sich verschiedene Funktionen manifestieren, verschiedene Strukturen des Verhaltens sind an einem Ort lokalisierbar und damit auch prinzipiell störbar. Nur die Auffassung einer vertikalen Lokalisation macht verständlich, daß beim Fall Schneider beim Vorliegen einer Störung im optischen Projektionsfeld zugleich gestört sind die Auffassung für die Intuition der Zahl sowie die Grundfunktion des sexuellen Verhaltens, welche primär keinen Bezug zum optischen Wahrnehmungsapparat haben. Anlässlich einer Störung der optischen Wahrnehmung wird aber eine bestimmte Struktur des Verhaltens als ganze gestört; diese gestörte Struktur muß sich nun neu konstituieren, um die beeinträchtigte Funktion wieder herzustellen; dafür schafft sie sich die organischen und physiologischen Voraussetzungen ihres Funktionierens. Als Beispiel wird hier immer wieder auch die restitutive Produktion einer Pseudofovea bei Bestehen einer Fovealäsion vorgebracht: Damit die Funktion der optischen Wahrnehmung wieder hergestellt werden kann, produziert der Organismus bei bestehender Läsion der Fovea eine „neue Stelle des schärfsten Sehens“, welche die lädierte Funktion einigermaßen restituieren kann (vgl. Goldstein 1934, S. 36, vgl. Merleau-Ponty 1973, S. 218 f.).

Diese Konzeption des funktionellen Parallelismus bleibt nun aber bei Kurt Goldstein eingebettet in das Grundkonzept eines einheitlichen Psychismus der Gestalt. Wie beschrieben offenbart sich im Innersten der Gestalt stets das parmenideische „Eine“, der zentrierte Psychismus, von dem alle normale Funktion ebenso wie alle pathologische Abweichung ihren Maßstab erhält.

Bei Maurice Merleau-Ponty scheint sich nun diese Auffassung vom zentrierten Psychismus beinahe unmerklich und ohne dezidierte Kritik an Goldstein umzuwandeln in eine Konzeption von „Struktur des Verhaltens“, die in ihren Ergebnissen mit dem einheitlichen Psychismus des Goldsteinschen Konzepts inkompatibel wird.

Der Bedeutungskontext von „Gestalt“ und „Organismus“ bei Goldstein wird dabei von Maurice Merleau-Ponty übertragen auf den Begriff des *Leibes*, der Leiblichkeit der Wahrnehmung bezwinglich der *Körperlichkeit der Sprache*. Während der Begriff des Leibes in der phänomenologischen Tradition selbst, insbesondere vermittelt über Max Scheler, einen transzendentalistischen kantianischen Anstrich erlangt hat, tritt er bei Maurice Merleau-Ponty alsbald mit einem anderen Schwerpunkt hervor. Weniger der Leib als transzendente Voraussetzung der Wahrnehmung von Körperlichkeit ist hier thematisch, vielmehr die Intentionalität des Leibes, seine Gerichtetheit auf die äußere Welt und umgekehrt, seine Begründungsfunktion für das Funktionieren der menschlichen Sprache. Der Leib begründet nicht als extensiver Körper, sondern als „intercorporité“ (Merleau-Ponty 1964), also in seinem Verhältnis zum anderen Körper, zum Körper des Anderen, als „Zwischenleiblichkeit“, die revidierte Phänomenologie von Merleau-Ponty; die „intercorporité“ situiert den Körper somit von vornherein in der Spannung zwischen Ich und Welt, Ich und Anderem, Subjekt und Objekt, sie beansprucht nicht, in einem neuen parmenideischen Psychismus die epistemologischen Dichotomien zu vereinheitlichen, sie ist vielmehr das Medium ihres polaren Fungierens. Daher interpretiert Merleau-Ponty die Störung des abstrakten Verhaltens beim Fall Schneider von Goldstein auch um eben die Nuance anders als ihr Erstbeschreiber, daß er ihm eine Störung der „Intentionalität des Leibes“ bezwinglich eine allgemeine Störung der „Repräsentationsfunktion der Wahrnehmung und der Sprache“ unterlegt (vgl. Merleau-Ponty 1966, S. 165 f.).

Nach der Lektüre von Merleau-Ponty erscheint es geradezu unglaublich, wie sehr die gestaltistische Präokkupation des Denkens von Kurt Goldstein die Interpretation seiner klinischen Untersuchungen nicht nur fruchtbar erweiterte, sondern auch hemmend einengte. In der Umformulierung derselben klinischen Befunde bei Merleau-Ponty wird deutlich, daß sich die Störungen im Fall Schneider sehr viel einfacher interpretieren lassen vor dem Hintergrund eines Begriffs von „Struktur des Verhaltens“. Die Struktur des Verhaltens und die Leiblichkeit der Wahrnehmung sind zwei Seiten derselben

intermediären Ebene, welche bei Goldstein durch den Begriff der Gestalt gemeint ist, und die bei beiden eingeschoben wird zwischen die Ebene des organischen Substrats und die Ebene geistig-seelischer Leistungen. Bei Merleau-Ponty ist die Struktur des Verhaltens selbst leiblich, das heißt, sie hängt in einem doppelten Sinne mit dem Leib, der inneren Repräsentation des Körpers, des Geistes und der Seele gleichermaßen zusammen. Die Interpretation dieser intermediären Ebene der Leiblichkeit als *sprachliche* ist nun der wesentliche Erkenntnisfortschritt, der über Maurice Merleau-Ponty in die Phänomenologie des Leibes eingebracht wurde. Besonders fruchtbar ist hier der Bezug auf die klinischen Analysen des „Falles Schneider“:

Wenn wir uns zurückerinnern, so konnte dieser Kranke bei Ausfall seiner Fähigkeit, Geschriebenes in seiner Bedeutung zu erkennen (Alexie, optische Agnosie), diesen Defekt gleichwohl durch nachfahrende Bewegungen des Armes oder des Kopfes kompensieren. Offensichtlich ist die Ebene des Bedeutungserkennens nicht nur als optisches Schriftbild, sondern auch als motorisches Bewegungsbild repräsentiert, *bezwänglich, vorsichtiger, läßt sie sich über eine motorische Bewegungsstruktur rekonstituieren*. Die Bedeutungen der Wörter scheinen also in einem ganz wörtlichen Sinne als *Text*, und das heißt als motorische Einschreibebewegung im Körper repräsentiert. Nicht nur als besitze die Sprache eine körperliche Seite, in der sie sich manifestieren kann und als Erinnerungsfähigkeit speichern kann, umgekehrt erscheint auch der Körper selbst, die Struktur der Wahrnehmung, bis zu einem gewissen Grade sprachlich, eben Text zu sein.

Und eben dies verdecken die insgesamt okular so eingeeengten Kategorien der Phänomenologie der psychiatrischen und philosophischen Tradition immer wieder: Die Intentionalität des Leibes, von der Merleau-Ponty spricht, ist nicht nach der Struktur des Sehens und nach der Struktur eines optischen Bildes aufgebaut (vgl. Sonnemann 1984), sie ist vielmehr als Text, nach der Struktur der Sprache repräsentiert und als Bewegungsbild, als motorischer Bewegungsablauf, körperlich niedergeschlagen. Dies erinnert sehr an die frühe Freudsche Konzeption der Erinnerungsspuren im *topischen* Schema von Wahrnehmung und Motorik (vgl. „Entwurf einer Psychologie“ in Freud 1962 und „Traumdeutung“, Kapitel 7 in GW II/III), wenn gleich weder Goldstein noch Merleau-Ponty an dieser Stelle auf Freud Bezug nehmen. Als gemeinsame Denkfigur kristallisiert sich hier jedoch heraus die Annahme einer *Sprachlichkeit des Körpers* und einer

Körperlichkeit der Sprache, die sich aus der Analyse organischer Gehirnläsionen beinahe zwangsläufig ergibt. Die Intentionalität des Leibes nach Merleau-Ponty ist präzise jene Sprachlichkeit des Körpers, welche sich mehr in Begriffen von Spannung und Entspannung, also in Begriffen eines Pulsierens der Struktur beschreiben läßt, als in Begriffen einer Projektion von Lichtstrahlen zu einem Bild (vgl. Merleau-Ponty 1966, S. 134). In der Metapher vom Pulsieren einer Struktur greift die Phänomenologie von Merleau-Ponty eine alte Tradition der Medizin seit der spätantiken Lehre von der Stoa auf, die das Bewegungsprinzip der biologischen Materie nicht in Begriffen des Zentrismus eines Organismus beschrieb, sondern in Begriffen eines wechselnden Spannungszustandes, eines Pulsierens des biologischen Substrats. Diese *Tonostradition*, die noch in der Medizin eines Paracelsus präsent war, wurde für die Psychopathologie insbesondere hypochondrischer Leiberlebnisstörungen von H. Schmitz erneut fruchtbar gemacht (Schmitz 1964).

Mit dieser Konzeption einer Sprachlichkeit des Körpers widersetzt sich Merleau-Ponty auch kartesischen Interpretationen desselben Phänomens, die er sogar bei Kurt Goldstein kritisiert: Die allgemeine Störung der Repräsentation oder der Symbolfunktion (Head) im Falle organischer Gehirnläsionen ist nicht zu verstehen als eine Störung einer cogitatio, die sich auf ein bestimmtes cogitatum richten würde, bezwinglich die sich im Fall der organischen Läsion eben nicht mehr auf bestimmte cogitata richten kann. Eine solche kartesische Interpretation von einem vorgegebenen Eidos, das sich anhand einer konkreten Wahrnehmung mit differenten Wahrnehmungsmaterialien gleichsam nur zu füllen braucht, lehnt Merleau-Ponty ab. Er nennt diesen antikartesischen Zug seines Denkens, der den eigentlichen Schwerpunkt der Analyse auf eine dritte Ebene zwischen cogitatio und cogitatum verlegt und damit die kartesische Disjunktion von res cogitans und res extensa im Grunde aufzuheben beansprucht, *Existenz*. Weil Gelb und Goldstein wegen ihrer andersartigen Intention für diese Zwischenebene keine adäquaten Namen gefunden hätten, seien sie nach Merleau-Ponty gegebenenfalls zurückgefallen in jene kartesische Dichotomie von Physiologischem und Psychischem:

„Die Unterscheidung von konkreter und abstrakter Bewegung, von Greifen und Zeigen wäre sonach keine andere als die zwischen Physiologischem und Psychischem, zwischen Existenz an sich und Existenz für sich Auch Gelb und Goldstein neigen bisweilen dazu, die Phänomene in diesem Sinne zu deuten. Mehr als jeder andere haben sie zur Überwindung der klassischen Alternative von Automa-

tismus und Bewußtsein beigetragen, doch nie haben sie diesem Dritten zwischen Psychischem und Physiologischem, zwischen für sich und an sich einen Namen gegeben, auf das ihre Analysen sie doch beständig zurückführten, und das wir die Existenz nennen würden, und so verfallen ihre ältesten Arbeiten häufig der klassischen Dichotomie von Körper und Bewußtsein, wenn sie etwa aussagen, „daß das Greifen viel unmittelbarer durch die *Beziehungen des Organismus zum gesamten Umfeld* bestimmt wird als das Zeigen, daß es sich um weit *weniger mit Bewußtsein ablaufende* als unmittelbare Reaktionen handelt, daß wir es mit einem viel *vitaleren, biologisch ausgedrückt einfacheren, primitiveren* Vorgang zu tun haben.“ (Merleau-Ponty 1966, S. 149 einschließlich Anmerkung 56).

Dieses Tertium der Existenz, mit dem Merleau-Ponty den Kartesisismus überwinden möchte, bringt ihn auch zu seiner existentiellen Interpretation der Psychoanalyse, die ebenfalls angeregt wird durch eine Analyse der sexuellen Störung im Fall Schneider. Der Verlust der Spannkraft des intentionalen Bogens in Schneiders erotischem Erleben, seine sexuelle Aspontaneität, läßt sich nicht interpretieren als die Störung einer sexuellen Bildhaftigkeit, bestimmter erotischer Eidoi, sondern nur durch die Situierung auch der erotischen Existenz und ihrer Pathologie zwischen dem je eigenen und fremden Leib, durch die Verlagerung des Subjektes in den Zwischenraum zwischen Subjekten:

„Die erotische Wahrnehmung ist keine *cogitatio*, die ein *cogitatum* vermeint; Durch den Leib hindurch meint sie einen anderen Leib, sie hält sich in der Welt, sie vollzieht sich nicht im Bewußtsein. ... es gibt ein erotisches „Verstehen“, das von anderer Art ist als das Verstehen des Verstandes – der Verstand versteht, in dem er eine Erfahrung und eine Idee erfaßt, der Begierde aber eignet ein Verstehen, das „blindlings“ Körper mit Körper verbindet. So ist selbst die Geschlechtlichkeit, die man doch lange genug als typisches Beispiel einer bloßen Körperfunktion betrachtet hat, keineswegs ein peripherer Automatismus, sondern *Intentionalität, die der Bewegung der Existenz selbst folgt und mit ihr sich erhebt und zurückfällt*. Schneider ist ebenso außerstande, sich in eine sexuelle Situation zu versetzen, wie er sich überhaupt außerhalb jeder affektiven oder weltanschaulichen Situation befindet.“ (Merleau-Ponty 1966, S. 188).

Von dieser Analyse „der Geschlechtlichkeit als Intentionalität“ geht nun die Interpretation der Psychoanalyse als „existentielle Psychoanalyse“ bei Merleau-Ponty aus. Diese ganze Gedankenbewegung kann hier nicht nachvollzogen werden, es ist jedoch darauf hinzuweisen, daß der Begriff der Existenz bei Merleau-Ponty bereits jene Dezentrierung des Subjektes, seine Situierung in einem intersubjektiven Bereich, durchaus auch seine Entfremdung von den Grenzen des je eigenen Körpers impliziert, eine Vorstellung, welche nun in der Tat am tiefsten konträr ist zu jenen Grundbegriffen von Zentrierung und Rezentrierung, mit denen der gestaltpsychologische Begriff Kurt Goldsteins immer wieder operiert.

Im folgenden bleibt nun nur noch zu zeigen, wie diese innere „Umgestaltung“ des Gestaltbegriffes Kurt Goldsteins durch den Strukturbegriff Merleau-Pontys und die Einbeziehung der Sprachanalyse in die Phänomenologie des Leibes nun umgekehrt Interpretationen erlaubt, welche tiefgreifende Schwierigkeiten zu klären helfen, in die der Goldsteinsche Ansatz in seiner Spätphase geraten ist: Verwiesen sei hier auf die Auseinandersetzung um die Analogie von organischen Hirnschädigungen und schizophrenen Sprachstörungen, welche Kurt Goldstein in seiner Spätphase versucht hat.

5. Bemerkungen zum Konkretismus der schizophrenen Sprache

Der Versuch Goldsteins, die Unterscheidung von konkretem und abstraktem Verhalten auf die Erlebnisweise und Sprachform der Schizophrenen zu übertragen, hat ihn zu problematischen Konsequenzen geführt: In einem von Kasanin herausgegebenen Sammelband: „Language and Thought in Schizophrenia“ versucht Goldstein die Analogie der Störung einer organischen Hirnläsion mit der schizophrenen Denkstörung zu begründen und empirisch zu belegen: Ebenso wie der Organiker leide der Schizophrene an einer grundlegenden Störung des abstrakten Verhaltens; Goldstein faßt noch einmal die sechs wesentlichen Bestimmungsmerkmale zusammen: Die abstrakte Einstellung ermöglicht es dem Normalen, willentlich eine Begriffsreihe sich anzueignen (1), willentlich von einem Aspekt der Situation zu einem anderen zu wechseln (2), verschiedene Aspekte gleichzeitig im Bewußtsein zu behalten (3), das wesentliche Merkmal einer gegebenen Ganzheit herauszugreifen und umgekehrt eine Ganzheit in ihre Teile zerlegen zu können und willentlich isolieren zu können (4), zu generalisieren zu abstrakten gemeinsamen Eigenschaften, unter der Vorgabe einer Idee vor auszuplanen, eine Einstellung nach ihrer Möglichkeit einzuschätzen und symbolisch zu denken oder zu handeln (5) sowie das Ich von der äußeren Welt auch wieder zurückziehen zu können (6). (Goldstein 1964, S. 19)

Diese abstrakte oder kategoriale Einstellung soll nun bei organischen Hirnläsionen und schizophrenen Denkstörungen in ähnlicher Weise gestört sein, wenngleich aus unterschiedlicher Ursache. Keineswegs legt nämlich Goldstein einen biologistischen Ansatz der Schizophrenie nahe. Vielmehr ist die Analogie der beiden Störungen auch hier gestaltpsychologisch-dynamisch zu sehen: Wenn nach Goldstein eine Funktion aus welcher Ursache auch immer – und sei es eine

organische – lädiert ist, versucht der Organismus, durch restitutive Leistungen diese wiederherzustellen (vgl. das Beispiel mit der Pseudofovea oben). Auch der Schizophrene versucht eine ähnliche Restitutionsleistung: Wenn er aus einem unerträglichen Konflikt heraus sich von der eher aktiven kategorialen Einstellung zurückzieht aus Schutz vor Gefahr, versucht er durch Modifikation und Differenzierung der eher passiven, konkreten Einstellung das instabil gewordene Verhältnis von Figur und Hintergrund zu restituieren. Goldstein weist darauf hin, daß beim Schizophrenen die konkrete Einstellung die auffällige Besonderheit einer *physiognomischen Wahrnehmung* hat: Der *Konkretismus* des Schizophrenen in der Wahrnehmung einer Gesprächssituation bezieht sich ganz häufig auf die scheinbar konkretistische Betonung von Mimik und Ausdruckserscheinungen seines Kommunikationspartners, auf die er in durchaus doppeldeutig zu interpretierendem Sinne affektive Inhalte, symbolische Zusammenhänge physiognomisch einengt. Insofern, so Goldstein, ist die Tiefe des Figurhintergrundzerfalls beim Schizophrenen geringer als beim Organiker, in der Form der physiognomischen Wahrnehmung erreicht der Schizophrene eine wie immer rudimentäre Form des abstrakten Verhaltens. Diese Interpretation des „Konkretismus“ des Schizophrenen bei Goldstein (1943 und 1964) ist in der Folgezeit häufig kritisiert worden, wurde modifiziert in der Konzeption der „overinclusive concreteness“ der Schizophrenen nach Camerón (vgl. Ruckstuhl 1981, S. 237-267), welche erst bei Sergio Piró (1960, 1967) Anschluß an eine sprachanalytische Interpretation unter Berücksichtigung der Linguistik von Saussure und Jakobson fand (vgl. auch Holm-Hadulla 1982).

Wie es scheint, ist diese Diskussion, abgesehen von den Weiterentwicklungen bei Sergio Piró, in einer Sackgasse geendet: Allzusehr wird hier deutlich, daß der vorgebliche Konkretismus der schizophrenen Sprache nicht ohne Einbeziehung einer psychodynamischen und zugleich sprachanalytischen Theorie im Sinne einer schizophrenen Abwehrleistung interpretierbar ist. Die berühmte Aussage eines Patienten von Storch: „Da fressen mich die Türen“ (vgl. Goldstein 1943, S. 270), ist mit dem Hinweis auf die „concrete physiognomic sphere“ (a.a.O.), in der das Denken in einer schizophrenen Welt sich ausdrücken soll, sicherlich nur unzureichend charakterisiert. Man könnte dies beinahe eine „overexclusive“ Interpretation des schizophrenen Denkens durch den Psychopathologen nennen, wollte man einen Begriff aus der vorgeblichen Sprachpathologie der Schizophre-

nen auf die Sprache der Psychopathologen übertragen (vgl. Ruckstuhl 1981, S. 206 ff.).

Offensichtlich machen sich hier in der grundlegenden methodologischen Begriffssprache der Psychopathologie Schwierigkeiten deutlich, die an ungeklärten kategorialen Grundbestimmungen haften: Der Begriff der physiognomischen Wahrnehmung wird hier in einer bloß verkürzenden, pejorativen Weise verwendet. Erst unter Einbeziehung der Studien von Maurice Merleau-Ponty zur Leiblichkeit der Wahrnehmung, die gleichsam Nietzsches Metapher vom „physiognomischen Blick“ zum Grundprinzip der Wahrnehmung überhaupt machen, wird deutlich, daß nicht die schizophrene Wahrnehmung sich auf den physiognomischen Aspekt einschränkt, sondern daß umgekehrt jede Analyse der Wahrnehmung als verkürzt gelten muß, die nicht ihren physiognomischen Charakter anerkennt. Die Leiblichkeit der Wahrnehmung hatten wir ja gerade als das Medium beschrieben, an dem die Sprache eingreifen kann, um zwischen der bloß äußerlichen Substrathaftigkeit der Dinge der Welt einschließlich des Körpers und der bloßen Idealität der Gedanken und Gefühle, also inmitten des Abgrunds zwischen den Abhängen des kartesischen Dualismus oder des simplen psychophysischen Parallelismus jene dritte Ebene einzuschieben, in der allein die Grundphänomene Wahrnehmung, Sprache und Erleben beschreibbar werden, wodurch zugleich jene kartesischen Ontologien in Frage zu stellen sind.

Aber auch diese Bestimmung bedarf noch einer Präzision: Wenn dieses Medium des Leibes, der Sprache, als der Ort bestimmt werden soll, in dem sich auch die schizophrene Weise der Welterfahrung manifestiert, wenn umgekehrt dieses Medium nicht als bloßes Ausdrucksmittel einer „schizophrenen res cogitans“ interpretiert werden soll, dann müssen die bisherigen Bestimmungen noch um ein weiteres Element erweitert werden. Auch die Analysen Merleau-Pontys lassen in ihrer Frühform noch eben diese Frage offen, wie denn der Leib und wie die Sprache als Ort und Medium einer nichtkartesischen Intentionalität fungieren können. Der späte Merleau-Ponty hat nun eben diesen noch fehlenden Schritt von der existentiellen Psychoanalyse zur strukturalistischen Psychoanalyse, den Schritt zur Anerkennung des Begriffs des Unbewußten, zu dem ihn die langjährige Kritik seines Freundes Lacan drängte, vollzogen (vgl. Merleau-Ponty 1964, vgl. Lacan 1980, S. 237 ff.).

6. Die Struktur des Unbewußten als das Unbewußte der Gestalt

In Frankreich hat es heftige Auseinandersetzungen um den Begriff des Unbewußten gegeben, in denen Psychoanalytiker zunächst mit der phänomenologischen Psychopathologie, dann mit der Gestaltpsychologie, später mit den Frühformen des Strukturalismus in Konflikt geraten waren. Wie es scheint, hat die dynamische Struktur des Unbewußten, wie sie von Lacan vorgeschlagen wurde und wie sie sich jeweils mit den aus den klinischen Erfahrungen zwingend sich ergebenden Interpretationen durchsetzen konnte, den „Punktsieg“ davongetragen (vgl. Descombes 1981, S. 84 ff.). Am Beispiel der Auseinandersetzung zwischen Lacan und Henri Ey um den Begriff des Unbewußten, in der plötzlich wieder der Name Kurt Goldstein auftauchte, sei dies abschließend noch charakterisiert (Lacan 1980, S. 123 ff.; Interventionen anlässlich des Kongresses zum Thema des Freudschen Unbewußten in Bonneval 1960).

Anlässlich seiner Kritik am Organodynamismus Henri Eys, klagt Lacan gegenüber Henri Ey die qualitative, nicht nur quantitative Differenz eines beliebigen paranoiden psychotischen Symptoms gegenüber jedem Symptom einer organischen Gehirnläsion ein. Eine jede organismische Konzeption des mentalen Apparates, sei es diejenige Henri Eys oder auch – wie wir ergänzen könnten – diejenige Kurt Goldsteins, müsse diese qualitative Differenz zum Verschwinden bringen. Gerade der Fall Schneider von Kurt Goldstein zeige, daß trotz einer tiefgreifenden Störung des gesamten Symbolismus bei diesem Patienten eben keine psychotische Störung vorliege; der Punkt der Differenz sei nur durch die Annahme eines nicht logozentrischen Begriffs von Wahnphänomenen und Halluzinationen aufzuspüren. Hier greifen, so scheint es, die psychoanalytischen Überlegungen von Lacan zur Struktur des Unbewußten mit den über Maurice Merleau-Ponty gewonnenen Einsichten von der intermediären Rolle des Leibes und der Sprache zwischen Ich und Welt ineinander: Im Leib und in der Sprache agiert gleichsam ein anderes Subjekt, das sich den Intentionen und Gedanken des bewußten Ich nicht fügt. Auf der Suche nach einer Reorganisation von Ich und Welt im Falle eines deliranten Zusammenbruchs jener Strukturen wird die Sprache gleichsam zum autonomen Handlungsfeld eines unbewußten Subjektes. Bewußtes und unbewußtes Subjekt treten sich im Falle der Psychose im sprichwörtlichen psychopathologischen Sinne als leibhaftige Andere gegenüber. Die Struktur des Wahnsinns ist nach Lacan nur zu erfassen, wenn zunächst jegliche Vorstellung eines logozentristischen

mental Automatismus und sei es ein solcher mit organismischen Prägungen, wie er Kurt Goldstein und Henri Ey vorschwebt, aufgegeben wird.

Wenn hier aufgefallen war, daß der Kliniker Lacan mit dem Kliniker Kurt Goldstein argumentiert und dabei implizit auch gegen den Theoretiker Kurt Goldstein Stellung bezieht, so findet eine solche Inbezugnahme noch eine Parallele in mittlerweile grundlegend gewordenen Unterscheidungen der strukturalistischen Psychoanalyse: Die auf Roman Jakobson und Ferdinand de Saussure zurückgehende strukturalistische Psychoanalyse beschreibt das Funktionieren des Unbewußten als ein Sprechen, das mit linguistischen Mitteln analysiert werden könne. Die Grundbegriffe dieser linguistischen Analyse werden nun hier in der Tat auf jene Zwischenebene des Leibes und der Sprache bezogen, die wir bei Merleau-Ponty herausgearbeitet hatten. Wenn in der Folgezeit immer wieder von der grundlegenden Unterscheidung von Metapher und Metonymie bei Lacan und anderen die Rede ist, deren Bezug zur Linguistik Roman Jakobsons auch nirgends verleugnet wird, so ist doch hier zu ergänzen, daß darin ein indirekter Bezug wiederum auf Kurt Goldstein besteht. Roman Jakobson war kein Kliniker, er fand seine Theorien über den Spracherwerb des Kindes und ebenso über die Strukturen der Sprachzerstörung im Falle organischer Läsionen wiederum bei Klinikern vor, unter anderem bei Kurt Goldstein. Die grundlegende These von der Parallelität der Stufen des kindlichen Spracherwerbs und der Reihenfolge organischer Läsionen, die grundlegende Unterscheidung aller Aphasien nach den Sprachmustern von Metapher und Metonymie, die Einsicht, daß im Falle der schizophrenen Sprache die Shifter-Funktion des Subjekts gestört sei und daß dieses Fehlen des Subjekts gleichsam als ein Nullsignifikant betrachtet werden könne, dessen Signatum unbewußt weiterfungieren könne, und an anderer Stelle erneut in die Sprache einbreche, diese fundamentalen Unterscheidungen gehen wiederum auf klinische Analysen von Goldstein zurück (vgl. Jakobson 1974, S. 132 ff. und 135 ff. sowie 1979, S. 117 ff.). Hier wird ebenfalls, ohne in die gestaltistische Sackgasse der Goldstein'schen Theorie zurückzufallen, auf klinische Analysen Bezug genommen, diese werden in eine sprachanalytische Interpretation eingezogen, aus der heraus dann wiederum deutlich wird, daß die bei Merleau-Ponty beschriebene intermediäre Funktion des Leibes und der Sprache ein klinischer Begriff ist, der aus empirischen Untersuchungen mit himorganischen Patienten ebenso wie aus klinischen

Erfahrungen im Rahmen der Psychoanalyse hervorgegangen ist und nur von dort her seine Bestätigung oder Kritik finden kann. Theoretische Konzeptionen, wie sie zunächst von Kurt Goldstein selbst, später zunächst auch bei Merleau-Ponty mit der Gestaltpsychologie versucht wurden und in vielfältigen anderen holistischen und organischen Ansätzen ihre Fortsetzung gefunden haben, haben sich **stets** als theoretische Verkürzungen grundlegender klinischer Erfahrungen erwiesen. Gerade die zuletzt genannten Untersuchungen über die Struktur der schizophrenen Sprache, über die Struktur des schizophrenen Wahns und über die grundlegenden sprachanalytischen Kategorien, mit denen Phänomene des unbewußten Sprechens begreifbar werden, könnten auf diesem klinischen Wege noch **zahlreiche** weitere Anregungen über Kurt Goldstein gewinnen.

Januar 1986

Literatur:

- W. BENARY: *Studien zur Untersuchung der Intelligenz bei einem Fall von Seelenblindheit*, in: Psychologische Forschung, Bd. 2, Berlin 1922, 209-297.
V. DESCOMBES: *Das Selbe und das Andere. Fünfundvierzig Jahre Philosophie in Frankreich. 1933-1978*, Frankfurt 1981.
S. FREUD: *Zur Auffassung der Aphasien*, Leipzig und Wien 1891.
ders.: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse. 1887-1902. Briefe an Wilhelm Fliess*, Frankfurt 1962.
ders.: *Gesammelte Werke*, I-XVIII, Frankfurt 1946 ff.
A. GELB und K. GOLDSTEIN: *Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle*, Bd. 1, Leipzig 1920.
K. GOLDSTEIN: *Die Halluzinationen, ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität*, Wiesbaden 1912.
ders.: *Über die Abhängigkeit der Bewegung von optischen Vorgängen*, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, Festschrift Liepmann, 1923.
ders.: *Über Aphasie*, in: Schweizerisches Archiv für Neurologie und Psychiatrie XIX (1926).
ders.: *Die Lokalisation in der Großhirnrinde*, in: *Handbuch der normalen und pathologischen Physiologie*, Bd. VII: *Die Sprachregion*, Berlin 1927.
ders.: *Die Beziehungen der Psychoanalyse zur Biologie*, in: Bericht über den Allgemeinen ärztlichen Kongress für Psychotherapie, 1927, 15-52 (Diskussionen: 93-103).
ders.: *Zum Problem der Angst*, in: Zentralblatt für Psychotherapie und ihre Grenzgebiete ... 2 (1929), 409-437.
ders.: *Über Zeigen und Greifen*, in: Nervenarzt 4 (1931), 435-466.
ders.: *Die pathologischen Tatsachen in ihrer Bedeutung für das Problem der Sprache*, in: Bericht über den XII. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, Jena 1932.
ders.: *Der Aufbau des Organismus*, Den Haag 1934.

- ders.: *Human Nature in the Light of Psychopathology*, Harvard: University Press 1940.
- ders.: *On So-called War Neurosis*, in: *Psychosomatic Medicine*, New York 1943, Bd. 5, 376-383.
- ders.: *The Significance of Psychological Research in Schizophrenia*, in: *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 97 (1943), No. 3, 261-279.
- ders.: *Methodological Approach to the Study of Schizophrenic Thought Disorder*, in: *Language and Thought in Schizophrenia*, hrsg. v. J. S. KASANIN, Berkeley 1944, 17 ff.
- ders.: *Language and Language Disturbances*, New York 1948.
- ders.: *The Organismic Approach*, in: *American Handbook of Psychiatry*, Bd. 1, hrsg. v. S. Arieti, New York 1974, 722-736.
- K. GOLDSTEIN und M. SCHEERER: *Abstract and Concrete Behaviour. An Experimental Study with Special Tests*, Northwestern University Evanston, Illinois (The American Psychological Association inc.) 153 (1941), no. 2.
- W. HOCHHEIMER: *Analyse eines „Seelenblinden“ von der Sprache aus. Ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Sprache für das Verhalten zur Umwelt*, Inauguraldissertation Frankfurt, Berlin: Julius Springer 1932.
- R.-M. HOLM-HADULLA: *Der 'Konkretismus' als Ausdruck schizophrener Denkens, Sprechens und Verhaltens*, in: *Nervenarzt*, 53 (1982), 524-529.
- R. JAKOBSON: *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*, Frankfurt 1969.
- ders.: *Das Nullzeichen*, in: *Form und Sinn. Sprachwissenschaftliche Betrachtungen*, München 1974, 132-134.
- ders.: *Linguistische Bemerkungen zu Goldsteins Wortbegriff*, in: *Form und Sinn. Sprachwissenschaftliche Betrachtungen*, München 1974, 135-139.
- ders.: *Das Nullzeichen*, in: *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, Frankfurt-Berlin-Wien 1979, 44-53.
- ders.: *Zwei Seiten der Sprache und zwei Seiten aphatischer Störungen*, in: *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, Frankfurt-Berlin-Wien 1979, 117-141.
- J. S. KASANIN (Hrsg.): *Language and Thought in Schizophrenia*, Berkely 1944.
- M. KÜTEMAYER und U. SCHULTZ: *Kurt Goldstein (1878-1965): Begründer einer psychosomatischen Neurologie?* in: *Nicht mißhandeln*, hrsg. v. CHR. PROSS und R. WINAU, Berlin 1984, 133 ff.
- J. LACAN: *Schriften II und III*, Olten und Freiburg, 1975 und 1980.
- M. MERLEAU-PONTY: *Le Visible et l'Invisible*, Paris 1964.
- ders.: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin-New York 1966.
- ders.: *Vorlesungen*, Bd. I, Berlin-New York 1973.
- ders.: *Die Struktur des Verhaltens*, Berlin-New York 1976.
- S. PIRO: *La Dissociation sémantique*, in: *Annales médico-psychologiques*, 118e Année, t. II, Oct. 1960, 407-436.
- ders.: *Il linguaggio schizofrenico*, Milano 1967.
- CHR. PROSS und R. WINAU (Hrg.): *Nicht mißhandeln*, Berlin 1984.
- U RUCKSTUHL: *Schizophrenieforschung*, Weinheim und Basel 1981.
- F. DE SAUSSURE: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1967.
- H. SCHMITZ: *System der Philosophie*, Bd. II, 1: *Der Leib*, Bonn 1964.
- U. SONNEMANN: *Zeit ist Anhörungsform. Über Wesen und Wirken einer kantischen Verkennung des Ohres*, Unveröffentlichtes Manuskript, Vortrag, gehalten am Symposium „Die sterbende Zeit“, Venedig im Dezember 1984.
- B. WALDENFELS: *Der Spielraum des Verhaltens*, Frankfurt 1980.
- ders.: *Phänomenologie in Frankreich*, Frankfurt 1983.
- ders.: *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt 1985.
- P. WARSITZ: *Das zweifache Selbstmissverständnis der Psychoanalyse. Die Psychoanalyse-kritik von Karl Jaspers in immanenter Darstellung*, Inauguraldissertation Universität Marburg, Marburg 1985.
- V. v. WEIZSÄCKER: *Natur und Geist*, München 1955.

MITTEILUNGEN

Die SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN teilt mit:

Hans Naumann ist von der Mitgliederversammlung am 27. 9. 1986 im Café Schucan in Münster zum neuen Vorsitzenden des Vereins zur Förderung der Sigmund-Freud-Schule Berlin gewählt worden. Er löst in dieser Funktion Vreni Haas ab. Sämtliche Zuschriften an den Förderverein sind ab sofort zu richten an: Hans Naumann, Krönkamps-
weg 18, 2087 Ellerbek (Tel. 04101/3 14 29).

Norbert Haas ist im Juni 1986 zum Sekretär der SFS Berlin gewählt worden. Die Adresse des Sekretariats ist: Xantener Straße 16, 1000 Berlin 15, Tel. 030/883 11 22.

Zur neuen Kassiererin des Vereins zur Förderung der SFS Berlin ist Jutta Prasse gewählt worden. Das Konto des Fördervereins lautet: Nr. 47 82 65-102 beim Postscheckamt Berlin West (Verein zur Förderung der Sigmund-Freud-Schule Berlin e. V., Xantener Straße 16, 1000 Berlin 15). Der Mitgliedsbeitrag, der auch zum Besuch der ständigen Seminare berechtigt, beträgt weiterhin DM 150,- im Jahr (reduzierter Beitrag DM 100,-). Wir weisen darauf hin, daß sämtliche Zahlungen an den Förderverein auf das angegebene Konto zu leisten sind.

Dr. Robert Stalder hat seine Mitgliedschaft in der SFS Berlin niedergelegt.

Die Redaktion möchte darauf hinweisen, daß Lacans *Seminar XX: Encore* bei Quadriga-Beltz erschienen ist.

Kunst & Therapie

Schriftenreihe zu
Fragen der Ästhetischen
Erziehung

herausgegeben von
Peter W. Rech
und Peter Ulrich Hein
in Zusammenarbeit
mit dem Seminar
für Bildende Kunst
und ihre Didaktik
der Universität
zu Köln

Kunst & Therapie

Bd. 1, 80 S., 29,80 DM, ISBN 3-88660-079-3

Kunst und Sprache

Bd. 2, 130 S., 29,80 DM, ISBN 3-88660-067-x

Praxis der Kunsttherapie

Bd. 3, 140 S., 29,80 DM, ISBN 3-88660-072-6

Therapeutische Konzepte in Kunst und Pädagogik

Bd. 4, 140 S., 29,80 DM, ISBN 3-88660-077-7

Zum veränderten Verhältnis von Kunst und Wissenschaft heute

Bd. 5, 140 S., 29,80 DM, Frühjahr 1984, ISBN 3-88660-048-3

Künstliche Paradiese – Beispiele ästhetischer Weltbegrenzung

Bd. 6, 140 S., 29,80 DM, Frühjahr 1984, ISBN 3-88660-038-6

Der Mythos des Theatralischen

Bd. 7, 140 S., 29,80 DM, Herbst 1984, ISBN 3-88660-043-2

Lit Verlag

Im Abonnement kostet jede Ausgabe von Kunst & Therapie DM 15,-
Bestellungen an das Seminar für Bildende Kunst und ihre
Didaktik der Universität zu Köln, Gronewaldstraße 2, 5000 Köln 41

LACAN – DAS WERK

Nach einer Unterbrechung von sechs Jahren erscheint ein neues Buch von Jacques Lacan in deutscher Sprache: *Encore, Das Seminar XX*. Es handelt sich um Jacques Lacans Ausführungen zur Liebe, zur Sexualität, zur »Nichtexistenz« der Frau und zum Verhältnis der Geschlechter.

Encore

Das Seminar, Buch XX
(1972–73)

Textherstellung durch
Jacques-Alain Miller

Übersetzt von Norbert Haas,
Vreni Haas und H. J. Metzger.
172 Seiten, broschiert,
DM 28,–
ISBN 3-88679-907-7

Das Werk von Jacques Lacan
Herausgegeben
von Norbert Haas und
Hans-Joachim Metzger.
Lektorat: Claus Koch

Schriften I

1973. 240 Seiten, Leinen,
DM 59,–
ISBN 3-88679-901-8

Schriften II

1975. 277 Seiten, Leinen,
DM 59,–
ISBN 3-88679-902-6

Schriften III

1980. 252 Seiten, Leinen,
DM 59,–
ISBN 3-88679-903-4

Freuds Technische Schriften

Das Seminar, Buch I
(1953–1954)

Textherstellung durch
Jacques-Alain Miller
Übersetzt

von Werner Hamacher.
364 Seiten, broschiert,
DM 67,–
ISBN 3-88679-904-2

Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse

Das Seminar, Buch II
(1954–1955)

Textherstellung durch
Jacques-Alain Miller

Übersetzt von H. J. Metzger.
364 Seiten, broschiert,
DM 76,–
ISBN 3-88679-905-0

Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse

Das Seminar, Buch XI (1964)

Textherstellung durch
Jacques-Alain Miller

Übersetzt von Norbert Haas.
307 Seiten, broschiert,
DM 58,–
ISBN 3-88679-906-9



QUADRIGA

Verlagsgesellschaft mbH
Weinheim, Berlin

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS, VRENI HAAS UND LUTZ MAI

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrübbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung.
HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre. ■ ■
HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“. ■ ■
HEFT 4 H.-J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II. ■ ■ HEFT 5/6 VERGRIFFEN.
■ ■ HEFT 7 J. D. Nasio: Das Vampirkind · N. Haas: Lessings Emilia · H.-J. Metzger: Kraft durch Freud? · Rezensionen zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich, zu Morgenthaler etc. ■ ■ HEFT 8 VERGRIFFEN. ■ ■ HEFT 9 J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen: 1. Teil · J. Lacan: Die Funktion des Geschriebenen · R. Nägele: Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung. ■ ■ HEFT 10 L. Mai: Zu den vier Diskursmathemen · N. Haas: Exposé zu Lacans Diskursmathemen, Teil I: Die Plätze · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen, 2. Teil · S. Zizek: Die Mißverständnisse des Metonymismus. ■ ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi-Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel · Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker · F. Kittler: Flechsig/Schreber/Freud · H.-J. Metzger: Editorial · Satzung der Sigmund-Freud-Schule Berlin · Rezensionen zu Abraham/Torok. ■ ■ HEFT 13 Das Begehren zu schlafen. Eine Antwort Lacans · N. Haas: Antworten an Poinçon · R. Stalder: Schrift und Schreiben · R. Nägele: Nietzsches Hexentrunk: Ressentiment, Identität und Verneinung · N. Haas: Entere Gründe · B. Schlossman: Lesen am Rande des Augustinischen Textes · Miles Davis im Gespräch mit Howard Mandel. ■ ■ HEFT 14 J. Lacan: Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug) · N. Haas: Der Szientismus Freuds · D. Hombach: Freuds Traum · W. Seitter: Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft · H. v. Helmholtz: Robert Mayers Priorität. ■ ■ HEFT 15 N. Haas: Laurence Bataille · Laurence Bataille: Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein · Jacques-Alain Miller/François Ansermet: Gespräch · Peter Warsitz: Gestalt und Struktur. ■ ■

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSION mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse sowie Protokollen der Arbeitsgruppen: Psychoanalyse und Hermeneutik, Lacans Darstellung und Kritik der Dora-Analyse von Freud, Übersetzung, Psychoanalyse und Institution.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 15,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-, inklusive Versandkosten. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.

Ich bestelle: Ex. der Sondernummer LACAN LESEN

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

Ich abonniere den WUNDERBLOCK ab Heft

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an den Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung

Ich bestelle: Ex. der Sondernummer LACAN LESEN

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

..... Ex. Heft des WUNDERBLOCK

Ich abonniere den WUNDERBLOCK ab Heft

Bei der Bestellung eines Abonnements direkt beim Verlag weisen wir darauf hin, daß der Besteller das Recht zum Widerruf der Bestellung durch schriftliche Erklärung an den Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Straße 11, hat und daß zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Die Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes möglich.

Datum, Unterschrift

Zahlung nach Rechnungsstellung